
Michael Franz, Eleonore Kalisch

Tertius Spectans

Die spektatorische Situation als spezifische Zeichensituation

Zur Begriffsgeschichte der »Zeichensituation«. – Ein semiotischer Klassiker des 20. Jahrhunderts ist die Programm-, Streit- und Grundlagentext *The Meaning of Meaning*, die vor fünfundsiebzig Jahren – 1923 – in London publiziert wurde. Das Buch war eine kollektive Monographie zweier Verfasser, des Linguisten und Philosophen Charles Kay Ogden (1889–1957) und des Literaturtheoretikers Ivor Armstrong Richards (1893–1977), beide Anfang, Mitte Dreißig und noch am Beginn ihrer wissenschaftlichen und publizistischen Karriere, die in gänzlich unterschiedlichen Bahnen verlaufen sollte. Die Herausforderungen und kritischen Befunde, die Themen und Problematisierungsweisen, die innovativen konzeptionellen Ansätze und weitergereichten offenen Fragen, die das Buch zu einem Ereignis werden ließen, haben die wissenschaftliche und literarische Welt, vor allem im angelsächsischen Raum, jahrzehntelang beschäftigt und wirken auch heute noch weiter. Das Buch hat keineswegs überall Zustimmung gefunden, es hat viele Mißverständnisse ausgelöst und im einzelnen berechnete Kritik erfahren; kurzum, es hat polarisiert. *The Meaning of Meaning* hat neuen Forschungsrichtungen den Weg geebnet und weiterführende Untersuchungen, auch produktive Gegenentwürfe angeregt. Ogden/Richards haben den für die Semiotik maßgeblichen Begriff der Zeichensituation (*sign-situation*, ergänzt um die *symbol-situation*) eingeführt, womit sie an Charles Sanders Peirce's Konzept der Semiose anschließen. *Meaning of Meaning* verfolgt das Ziel, »die Zeichen als solche zu behandeln und so die Funktionen der Wörter in Bezug auf die allgemeineren Zeichen-Situationen zu verstehen, von denen jedes Denken abhängt«. ¹ Keine eng begrenzte linguistische Semiotik war geplant, vielmehr sollte die Linguistik in den größeren Rahmen einer allgemeinen oder vergleichenden Semiotik, die auch Bild und Geste und andere kulturelle Zeichenformen untersucht, hineingestellt werden. In Auseinandersetzung mit de Saussures dyadischem Zeichenmodell als eines Doppelten, »bestehend aus einem Gedanken (*signifié*) und einem akustischen Bild (*signifiant*)«, haben Ogden/Richards an Peirce's triadische Zeichenrelation angeknüpft und die *Referenz* (Bezugnahme, Gegenstandsbezug) als semiotische Grundbeziehung etabliert. Das berühmte Schema aus *Meaning of Meaning*, das sogenannte semiotische Dreieck, beschreibt ein Relationsgefüge zwischen den Positionen Zeichen (*symbol*) – Bezugnahme

(*reference*) – Bezugs- oder Referenzobjekt (*referent*). Während de Saussure das Referenzobjekt als außersprachlichen Faktor eliminierte, haben die englischen Autoren es wieder hereingeholt. Sie werteten de Saussures Ausgangspunkt, die Konzeption einer allgemeinen Wissenschaft der Zeichen, der Semiologie, mit der Linguistik als wichtigstem Zweig, als einen beachtlichen Ansatz in der richtigen Richtung. Unglücklicherweise habe diese Theorie der Zeichen dadurch, »daß sie die Dinge, für welche die Zeichen stehen, völlig außer Acht ließ«, sich selbst den Weg verbaut.² Ogden/Richards ihrerseits erwiesen sich als blind gegenüber de Saussures Grundeinsicht in den Systemcharakter der Sprache und der daraus folgenden konzeptionell wirksamen Differenz von *Langue* und *Parole*. Keineswegs waren die englischen Autoren blind für die Arbitrarität der sprachlichen Zeichen; daher ist in ihrem semiotischen Dreieck die Grundlinie, die vom Zeichen (*symbol*) zum Referenzobjekt (*referent*) führt, nicht durchgezogen, sondern gestrichelt; dadurch sollte die »Indirektheit der Beziehung zwischen Wörtern und Dingen« betont werden. Als direkt wird dagegen die Beziehung zwischen Bezugnahme (*reference*) und Bezugsobjekt (*referent*) aufgefaßt: Das ist der Kern der sogenannten Kausaltheorie der Referenz. Die Bezugnahme ist auf das Referenzobjekt nicht nur ausgerichtet, sondern durch dasselbe auch hervorgerufen, und zwar immer in einer konkreten Situation und vermittelt über situative, sprachliche und psychische Kontexte.³

Als Grundform der Zeichensituation behandelten die britischen Semiotiker verhaltensbiologisch fundierte, erfahrungs- und gedächtnisgestützte, instrumentell erlernbare indizielle Zeichenschlüsse.⁴ Nicht zufällig schätzten sie die antike Zeichentheorie des skeptischen Akademikers Ainesidemos, die Sextus Empiricus mit eigenen Ergänzungen überliefert hat.⁵ Ausgangspunkt ist der Doppelsinn des Zeichenbegriffs in der hellenistischen Semiotik. Zeichen ist zum einen das Phänomen, das als Indiz Wahrscheinlichkeitsschlüsse zuläßt. Zum anderen wird der Zeichenbegriff für das Folgern aus Indizien verwendet, das heißt, als Zeichen gilt der Zeichenschluß insgesamt. Dementsprechend wurden zwei Grundarten von Zeichen unterschieden. Als *hypomnestisches* oder erinnerndes Zeichen aktiviert das Indiz im Gedächtnis gespeichertes Erfahrungswissen, das bei Gelegenheit abgerufen werden kann. Erinnernde Zeichen bewähren sich im indizien gestützten Zeichenschluß vom Rauch auf das Feuer, von der Narbe auf die vorausgehende Wunde, von der offenkundigen Verletzung des Herzens auf den bevorstehenden Tod. Solche Zeichenschlüsse, die im Alltag gang und gäbe sind, ließen Ainesidemos und Sextus Empiricus gelten. Ihre Polemik galt dagegen den *endeiktischen* oder aufschließenden Zeichen, die eine Schlüsselstellung in der epikureischen Semiotik hatten (hieran hat vor allem Peirce angeknüpft). Als endeiktisches oder aufweisendes Zeichen ermöglicht das Indiz den Schluß vom Evidenten auf Nichtbeobachtbares. So wurde zum Beispiel vom Schweiß auf die Poren, von körperlichen Bewegungen auf die Existenz der Seele ge-

schlossen. Die Epikureer folgerten von Mikrokörpern und der Teilbarkeit von Makrokörpern auf die atomare Struktur des Seienden, von menschlicher Freiheit auf die Zufallsabweichung der Atome. Ogden/Richards behaupteten, daß die Skeptiker »mit ihrer Darstellung der erinnernden Zeichen der Formulierung einer modernen Theorie der wissenschaftlichen Induktion sehr nahe kamen, während ihre Skepsis bezüglich demonstrativer lendeiktischer, die Verfl. darauf hinausläuft, daß die Möglichkeit, auf das Transzendente zu schließen, gelegnet wird.«⁶ Peirce dagegen ging es um die Möglichkeit erkenntniserweiternder Schlüsse, die über das in den Prämissen Enthaltene hinausführen. Schlüsselfrage war hierbei, worin der Zeichenschluß vom Evidenten auf Nicht-evidentes fundiert ist. Ohne endeiktische Zeichenschlüsse wäre es nicht möglich, Hypothesen aufzustellen. Die Sympathie der Verfasser von *Meaning of Meaning* für Ainesidemos dürfte mit ihrem Interesse an einer verhaltensbiologischen Fundierung der Semiotik zusammenhängen. Der genuine indexikalische Verweisungs- und Wirkungsmechanismus ist noch nicht vollständig in einen symbolischen Vermittlungszusammenhang transformiert, wie er sich in der Symbol-Situation nach allen Seiten entfaltet.

Die Symbol-Situation wird von Ogden/Richards als eine spezifische Zeichensituation eingeführt, die durch *Symbolisierung der Referenz* gekennzeichnet ist. Symbole sind Zeichen, die von Menschen benutzt werden, um miteinander in Kommunikation zu treten, und die zugleich als unverzichtbare Denkinstrumente fungieren. »Es ist zweckmäßig, diese Zeichen unter einem eigenen Namen zusammenzufassen; und wir verwenden für Wörter, Wortgruppierungen, Bilder, Gesten und stellvertretende Darstellungen wie Zeichnungen oder nachahmende Laute den Terminus *Symbole*.« (S. 32) Der Ausdruck »symbolisch« wird von den Autoren im doppelten Sinne gebraucht; zum einen, um in menschlich-sozialer Kommunikation gesetzte Zeichen hervorzuheben; zum anderen, um zwei Grundfunktionen von Zeichen voneinander abzugrenzen: die symbolische oder referentielle Funktion und die evozierende Funktion, die auch eine affektive Funktion einbegreift. In allen nichtsymbolischen Hinsichten (Ausdruck der Einstellung zum Hörer, Ausdruck der Einstellung zum Referenzobjekt, Beförderung der intendierten Wirkung) funktioniert die Symbolsituation als eine kulturell überformte indexikalische Zeichensituation. Die Auszeichnung der symbolischen Zeichen als Denkinstrumente (*instruments of thought*) richtet sich gegen den Mentalismus, gegen jedwede Annahme eines zeichenfreien Denkens, dessen Resultate in Zeichen nur ausgedrückt werden. »Bei allem Denken interpretieren wir Zeichen. (In all thinking we are interpreting signs.)« (S. 284) Dies erinnert an Peirce's These von der Autoreproduktion des Denkens durch einen prinzipiell un abgeschlossenen Prozeß der Interpretation von Zeichen durch Zeichen. Doch diese Interpretation vollzieht sich nicht selbsttätig, sondern wird vollzogen in Zeichenschlüssen, die von Zeichenverwendern (*utterers* und

interpreters) ausgeführt werden. Interpretation wird von Peirce verstanden als durch materielle Zeichenereignisse gesetzter Zwang, auf Zeichen zu reagieren, deren Verweisungsrichtungen zu folgen, Zeichen zu verketten und im Hinblick auf mögliche Konsequenzen inferentiell (folgernd) weiterzuentwickeln. Erst die Einsicht in den inferentiellen Charakter der Interpretation erlaubt, die getrennte Behandlung von kognitiven Prozessen und Zeicheninterpretationen zu überwinden. Denken in Zeichen ist folgerndes Denken, das sich in einem breiten Spektrum von Folgerungsweisen abspielt. Auch die mentalen Prozesse laufen in Zeichensituationen ab, die sich verketten. Dies betrifft auch den Akt der Bezugnahme (Referenz). Eine lange Kette von Zeichensituationen, in denen der einzelne als Autor und Interpret in einer Person fungiert, schiebt sich zwischen Bezugnahme und Referenzobjekt. Der Bezug zwischen dem (zeichengebundenen) Gedanken und dem Referenzobjekt hört auf, direkt und unmittelbar zu sein. Er gestaltet sich mehr oder weniger indirekt; wenn wir beispielsweise an Napoleon denken oder auf ihn Bezug nehmen, ist unter Umständen »eine lange Kette von Zeichensituationen zwischen dem Akt und seinem Referenten eingeschaltet [. . .]: Wort – Historiker – zeitgenössischer Bericht – Augenzeuge – Referent (Napoleon)« (S. 19). Die Überzahl historischer, nur aus Dokumenten und Monumenten erschließbarer Referenzobjekte übersteigt alles Vorhandene, auf das wir zugreifen können. Referenzobjekte, auf die unser Handeln abzielt, sind häufig abwesend; so stellen wir Bezug auf Abwesendes her, das wir erwarten oder begehren. Die kontextuelle Theorie der Bezugnahme wird so weit ausgedehnt, »daß sie alle Glaubensannahmen, Vorstellungen, Begriffe und Formen des ›Denkens an‹ deckt. Wie sie im einzelnen auf spezielle Fälle anzuwenden ist, bedarf noch der Ausarbeitung. Die Logiker werden zweifellos in der Lage sein viele Rätselfragen zu stellen [. . .]« (S. 89). Die Diskussionen über eine zufriedenstellende Theorie der Referenz dauern bis heute an. Eines der vielen Probleme, die Ogden/Richards zur Sprache gebracht haben, war das Problem der Bezugsebene, auf der jeweils Bezüge hergestellt werden. Die englischen Semiotiker beschränken das Problem auf verschiedene Interpretationsebenen, auf denen wir uns auf den gleichen Referenten beziehen: »[. . .] wenn wir von ›diesem Tier‹ sprechen und dann von ›diesem Luchs‹«, beziehen wir uns auf den gleichen Referenten, »jedoch auf verschiedenen Interpretationsebenen in einem bestimmten Sinn, der die Zahl der Anwendungen interpretierender Prozesse und die Komplexität dieser Prozesse einbegreift« (S. 111). Die Bezugnahme durchläuft aber auch alle Stadien der semantischen Stufung. Es ist hierbei an eine Stufung der Bezugsebenen zu denken, in deren Verlauf wir uns nicht nur auf materielle Objekte, sondern auch auf Zeichen und auf Zeichen von Zeichen usw. als Referenzobjekten höherer Ordnung beziehen. Die rohe Realität der *brute facts* entzieht sich mehr und mehr dem Zeichenspiel der theoretischen Konstruktion, und die Realitätsvergewisserung wird zum Problem.

Das semiotische Dreieck legt den Gedanken nahe, daß Ogden/Richards die Referenz bzw. die referentielle Funktion in diskussionswürdiger Weise privilegiert haben. Hierbei ist jedoch darauf hinzuweisen, daß die beiden Autoren klar und deutlich herausgestellt haben, daß jede Bezugnahme in einen Einstellungsrahmen eingebunden ist. Allerdings führt dies nicht zu Differenzierungen im Begriff der Bedeutung, sondern zur methodischen Entgegensetzung von Bezugnahme und Einstellungs-Indikation; der Einstellungsbegriff von Ogden/Richards umfaßt nicht nur kognitive und evaluative Einstellungen, sondern auch »affektiv-willensmäßige« (*volitional attitude*). Zu fragen ist: Nehmen wir Referenz als Grundform von Bedeutung (referentielle Bedeutung), lassen aber auch andere Formen der Bedeutung zu? So hat beispielsweise der stark durch *Meaning of Meaning* angeregte amerikanische Philosoph Charles L. Stevenson bereits 1944 in seinem vieldiskutierten Buch *Ethics and Language* für den Begriff der emotiven Bedeutung plädiert. Oder halten wir uns an Freges Unterscheidung von Bedeutung (Referenz) und Sinn (Art der Gegebenheit des Bezugsgegenstandes) und differenzieren »Sinn« in unterschiedliche Sinngehalte? (Das historische Paradigma wäre die Lehre von den verschiedenen Sinnschichten, die auf die Homer-Exegese und -Allegorese im 6. Jahrhundert v. Chr. zurückgeht.) Auf keinen Fall können wir uns damit zufriedengeben, daß von Zeichenfunktionen und -verwendungsweisen gesprochen, aber der Frage ausgewichen wird, ob sich diese Differenzierungen nicht auch semantisch, in der Bedeutung oder im Sinngehalt, niederschlagen. Der unterschiedlichen Gewichtung und Dominanz einzelner Funktionen entsprechen auch jeweils andere Konstellationen der Zeichenakteure, ihre positionelle Vielfalt, ihr Kräfteverhältnis, ihre »Zeichenabhängigkeit« oder »Zeichenfreiheit«, um eine Formulierung von Ogden/Richards leicht abzuwandeln. Die stabilisierte Dominanz einer Funktion kann sich in einem spezifischen Zeichentyp und -genre objektivieren. »Die jeweils dominierende Funktion bestimmt die Struktur der Mitteilung.«⁷ Es ist vor allem die semantische Differenz zwischen Autoren- und Interpretenbezug, die dazu zwingt, Autor- und Interpretenposition in der Zeichensituation strukturell zu verankern. Diese Differenz ist für die Zeichensituation konstitutiv. Im Fall der primär-ästhetischen Zeichensituation betrifft diese Differenz auch die Referenz: Das Referenzfeld der künstlerischen Weltversion unterscheidet sich vom Referenzobjekt des Lesers/Hörers/Betrachters/Zuschauers: Letzteres ist das künstlerische Form- und Zeichengefüge selber.⁸ Aber auch im Hinblick auf die einfache Zeichensituation (bzw. Symbolsituation) ist die Differenz zwischen Autoren- und Interpretenbezug nicht zu vernachlässigen.⁹

Es hat längere Zeit gedauert, bis sich der von Ogden/Richards eingeführte Grundbegriff der Zeichensituation (bzw. Symbolsituation) eingebürgert hat. Dafür erlangte das semiotische Dreieck eine freilich auf den Kreis der Interessenten

beschränkte Popularität, ob es nun akzeptiert oder attackiert wurde. Daß sich der Begriff der Zeichensituation nicht sogleich durchsetzen konnte, dürfte auch damit zusammenhängen, daß die Akteure, die die dreistellige Zeichen-Relation erst zu einer effektiven Zeichen-Situation machen, im semiotischen Dreieck keine Berücksichtigung fanden. Die Wiederaufnahme des Terminus »Zeichensituation« durch den polnischen Philosophen Adam Schaff (1960) war daher nicht zufällig mit dem energischen Versuch verbunden, die in *Meaning of Meaning* implizit vorausgesetzten Positionen der Zeichenakteure Autor und Interpret in ihrer nicht nur pragmatischen, sondern auch semantischen Relevanz zeichentheoretisch zu etablieren. Bereits Charles Morris hat 1938 in seinen Prolegomena zu einer vergleichenden und interdisziplinären Semiotik, *Foundations of the Theory of Signs*, neben Zeichenträger (*sign vehicle*), Designat (*designatum*) und Interpretant einen vierten Faktor in die Semiose eingeführt, den Interpreten.

Doch dies hatte keine strukturellen Konsequenzen für den inferentiellen Prozeß der Semiose, die Interpretation von Zeichen durch Zeichen. Statt dessen vermengt Morris Interpret und Interpretant (bei Peirce das interpretierende Zeichen, in dem das Verweisungspotential der vorangehenden Zeichen weiter entfaltet wird). Der Interpretant wird auf einen Effekt im Interpreten, im wesentlichen eine Verhaltensgewohnheit, reduziert. In Morris' Hauptwerk *Signs, Language, and Behavior* (1946) wird die Verhandlungsgewohnheit durch eine Verhaltensdisposition ersetzt. 1938 verwendete Morris den Begriff der »mittelbaren Notiznahme«, der an die Stelle der »Referenz« trat. 1946 führte er den Begriff der Signifikation ein, verschiedene Signifikationsmodi, darunter appraisive (wertende) und präskriptive (vorschreibende), rücken gleichberechtigt nebeneinander. Doch beide Begriffe führen aus den Schwierigkeiten des von Morris verworfenen Bedeutungsbegriffs, aus den widersprüchlichen Beziehungen zwischen Bezugnahme (Referenz, Gegenstandsbezug), Einstellungsrahmen, Sinn-generierung nicht hinaus. Zu fragen wäre, ob der Begriff der Verweisung weiterführen kann.¹⁰ Das Verständnis der Zeichenfunktion als Verweisungsfunktion würde einige entscheidende Differenzierungen erfordern. So wären vor allem Verweisungsarten, -hinsichten, -ebenen und -gehalte zu unterscheiden. In diesem Rahmen wäre es möglich, Gegenstandsbezug, Autorenbezug und Interpretantenbezug als verschiedene Verweisungshinsichten zu unterscheiden.¹¹

An Ogden/Richards' Modell der Zeichensituation knüpfte 1960, wie bereits erwähnt, Adam Schaff an. Er plädierte für den Ausbau der dreistelligen zu einer fünfstelligen Zeichensituation, die der semantischen Produktivität der Zeichenakteure Rechnung trägt.¹² In den *Weimarer Beiträgen* wurde der Begriff der Zeichensituation 1968 in dem Artikel *Literarische Zeichensituation und poetologischer Bildbegriff* expliziert; insbesondere wurde die Eigenart der literarischen Zeichensituation analysiert.¹³ 1975 hat Max Bense den Begriff in seine Zeichentheorie aufgenommen. Bense faßte die triadische Zeichenrelation nach

Peirce als virtuelle Zeichenrelation auf, die erst durch Einbeziehung von Interpret und Kontext (Umgebung) zur effektiven Zeichensituation wird. Das Relationsgefüge $Ze = R(K, U, Ie)$ schließt das Relationsgefüge $Zv = R(M, O, D)$ ein.¹⁴ Hierfür hat Bense folgende graphische Lösung gefunden: Das kleine semiotische Dreieck ist in das größere Dreieck der umweltbezogenen Gebrauchs- und Anwendungssituation des Zeichens eingefügt. In jedem Gebrauch eines Zeichens wird nach Bense der Rückbezug des zeicheninternen Interpretanten auf das Zeichenmittel durch den zeichenexternen Interpreten ermöglicht. Dank der Intervention des Interpreten wird aus einem virtuellen Zeichen Zv das effektive Zeichen Ze generiert: Erst dadurch wird die »eigentliche Zeichensituation« hergestellt.¹⁵ Bense plädierte dafür, den engen Begriff von Pragmatik aufzubrechen. Er hielt es für möglich, »die Pragmatik, wie sie von Morris und Carnap, aber auch von Logikern und Linguisten schlicht und undeutlich als jener ›Zweig‹ der Semiotik verstanden und mißverstanden wird, der die ›Beziehung der Zeichen zum Interpreten‹ untersucht, theoretisch zu befestigen und begrifflich zu differenzieren«. ¹⁶ Leider hat Bense den skizzierten Ansatz nicht in konkreter Analyse erprobt und ausgeführt. Gleichwohl bleibt der heuristische Wert seiner Auffassung von Pragmatik als »Theorie der Abhängigkeit einer zeicheninternen triadischen Zeichenrelation von einer zeichenexternen«. Bense gab einen Anstoß dafür, innerhalb der semiotischen Forschung der wechselseitigen Bedingtheit von Pragmatik und Semantik gezielter nachzugehen.

Soziale Situationen als Zeichensituationen. – Die »eigentliche Zeichensituation« ist allein mit einem isolierten zeichenexternen Interpreten nicht zu gewinnen. Das Konzept der »effektiven Zeichensituation« muß dem Faktum des Zeichenverkehrs als einer sozialen Verkehrsform Rechnung tragen, wie dies in sozialwissenschaftlicher Perspektive untersucht wird. Die Asymmetrie zwischen Zeichenverwender (*utterer*) und Interpreten hat Konsequenzen für die Entfaltung und Differenzierung des semantischen Sinn- und Verweisungspotentials von Zeichen. Deren Berücksichtigung wird von den Inter- und Transaktionen in sozialen Situationen erzwungen. Was die theoretische Semiotik glauben vernachlässigen zu können, können Sozialwissenschaftler nicht ignorieren. Wenn wir Zeichenakteure in das Modell der Zeichensituation einfügen, dann müssen wir uns darüber klar werden, daß es sich um soziale Akteure handelt, deren Zeichenpraktiken in ihre sonstigen Aktivitäten eingebunden sind. Der Zeichenverkehr ist nicht etwas Zusätzliches, gar Abgehobenes, sondern Voraussetzung, Mittel und Produkt des sozialen Verkehrs. In bestimmter Hinsicht funktionieren soziale Situationen nur als Zeichensituationen. Das heißt nicht, daß in sozialen Situationen ausschließlich Zeichen zirkulieren, die sich nach Zeichentyp und -genre (Diskursart) mit spezifischen Funktionscharakteren und Strukturpotentials differenzieren lassen, so wie sie auch nur in unterschiedlichen Verwendungs-

weisen gebraucht werden. Das Modell der Zeichensituation (gerade dies zeichnet es aus) beinhaltet nicht, daß ausschließlich Zeichen *sui generis*, das heißt als Zeichen hergestellte und eingeführte Zeichen, verwendet werden. Im Prinzip kann jedes Phänomen, das in eine Zeichensituation eintritt, Zeichenfunktion übernehmen. Für den Zeichencharakter eines kulturellen Ereignisses kommt es daher nicht in erster Linie darauf an, welche Formcharaktere sich *per se* als Zeichencharaktere auffassen lassen, sondern darauf, ob sich das Formgefüge innerhalb einer Zeichensituation als Verweisungsgefüge entfaltet; insbesondere ästhetisch relevante Formeigenschaften gehen niemals in Zeicheneigenschaften auf. Ein Zeichen hat nicht nur Zeicheneigenschaften, es kann und muß auch andere Eigenschaften haben, sonst wäre es beispielsweise völlig undenkbar, eine Semiotik der Architektur entwickeln zu wollen. So haben auch praktische Handlungen einen Zeichenaspekt, ohne daß sie aus diesem Grunde nichts als Zeichenhandlungen wären. Es gibt allerdings spezifische Zeichenhandlungen, die zugleich soziale Tatsachen schaffen (die performativen Äußerungen oder Sprechakte nach Austin, beispielsweise Eheschließung oder Schiffstaufe). Am häufigsten sind Zeichenhandlungen Bestandteil utilitärer Handlungen, die sich nicht in der Setzung und Interpretation von Zeichen erschöpfen. Aus dem praktischen Handeln beziehen die Zeichensituationen des sozialen Verkehrs ihre Referenzobjekte, die als Ziel-, Präferenz-, Streit- oder Status-Objekte thematisiert und bewertet werden. Wir können zwei Grundmodelle der Zeichensituationen des sozialen Verkehrs unterscheiden: (1) die *sympraktische*, das heißt an der Herstellung oder Veränderung einer sozialen Situation mitwirkende Zeichenverwendung; (2) die *autotelische* Zeichensituation, in der die Zeichenverwendung und -interpretation den eigentlichen Situationsinhalt und -gegenstand bilden.

Wenn Égo und Alter die Äußerungs- und Verhaltensweisen des jeweils anderen studieren, dann stellen sie im Rahmen einer kooperativen oder konfliktierenden Handlungssituation, an der beide aktiv partizipieren, eine Zeichensituation her. Wechselweise setzen und interpretieren sie Zeichen: ikonische Präsentationen, spontane oder gezielte Einstellungsindikationen (Selbstindikationen), symbolische Statements. Sie nehmen nicht nur den Inhalt, sondern auch das Wie symbolischer Äußerungen (behaupteter Aussagen) zur Kenntnis und achten auf das Widerspiel von Wörtern und Gesten. Sie fragen nicht nur nach dem referentiellen Gegenstandsbezug, sondern auch nach Anzeichen, die Rückschlüsse auf mögliche Handlungsgründe erlauben. George Herbert Mead hat sich in Anknüpfung an Wilhelm Wundts Konzept der Geste eingehend mit der Dialektik von (inszenierter und enthüllender) Selbstindikation und (gutgläubiger oder mißtrauischer) Fremdinterpretation befaßt. Zur Illustration zieht er einfache Beispiele wie Boxen und Fechten heran: »I. . .] die eine Person versucht, durch Finten oder Paraden einen Angriff abzuwehren. Die andere ändert daraufhin ihren Angriff und es kann ein beträchtliches Hin und Her geben, bevor es

überhaupt zu einem Schlag kommt l. . J.«¹⁷ Der Fechter trägt einen Scheinangriff vor, um eine ungedeckte Stelle zu finden, an der er zuerst stoßen kann. Auch darauf muß sich der Gegner einstellen. »In diesem Fall liegt eine Situation vor, in der bestimmte Teile der Handlung für den anderen zum Hinweis (*stimulus*) werden, sich diesen Reaktionen anzupassen; diese Anpassung (*adjustment*) wird wieder für den ersteren zum Hinweis (*stimulus*), seine ursprüngliche Handlung zu ändern und mit einer neuen zu beginnen. Es gibt also zu Beginn einer Handlung bei beiden Beteiligten jeweils eine Reihe von Haltungen und Bewegungen, die Reize für bestimmte Reaktionen sind. Die beginnende Reaktion wird dann ihrerseits zu einem Reiz für den ersten der beiden Handelnden, seine Haltung zu ändern und eine andere Handlung zu beginnen. Der Begriff ›Geste‹ läßt sich mit diesen beginnenden sozialen Handlungen gleichsetzen, die bei den anderen Beteiligten bestimmte Reaktionen stimulieren.«¹⁸ Mit Wundt verwirft Mead die Auffassung, Gesten hätten primär die Funktion, Gefühle auszudrücken. Er sieht sie als Teil von komplexen Handlungen, an denen verschiedene Individuen beteiligt sind: Gesten würden zu Instrumenten (*tools*), um die Reaktion des anderen zu steuern.

Bezugnehmend auf die vielfältige Subtilität, die auf das Problem der »Bedeutung der Bedeutung« verschwendet worden sei, verankert Mead Bedeutung in der Struktur der sozialen Handlung, genauer in der »Dreiecksbeziehung (triadic relation) zwischen einer Geste des einen Individuums, der Reaktion auf diese Geste durch ein zweites Individuum und der Ausführung (completion) der Handlung, welche von der Geste des ersten Individuums eingeleitet wurde.«¹⁹ Die Geste werde zum signifikanten Symbol, wenn sie kommunizierbar ist. Sie sei kommunizierbar, wenn das Individuum sich selbst gegenüber indizieren könne, was es anderen indiziert (the individual can indicate to himself what he indicates to others). Voraussetzung hierfür ist, daß die Geste eine standardisierte Bedeutung annimmt, die beide Individuen realisieren. Das heißt aber auch, daß jeder Partizipant einer sozialen Situation imstande sein müsse, die von ihm selbst provozierte Reaktion des anderen zu antizipieren bzw. reflektierend durchzuspielen. Erschwert wird die gegenseitige Erwartbarkeit der Initiativen und Reaktionen jedoch durch das von Talcott Parsons 1951 erstmals zur Sprache gebrachte Phänomen der doppelten Kontingenzen: »On the one hand ego's gratifications are contingent on his selection among available alternatives. But in turn, alter's reaction will be contingent on ego's selection and will result from a complementary selection on alter's part.«²⁰ Die doppelte Kontingenzen beinhaltet die Tatsache, daß Egos Wahl einer Handlungsalternative von Alters Handlungswahl abhängt und umgekehrt. Die beiderseitige Unabhängigkeit ist unbestimmt, jeder kann auch anders handeln. Macht es die doppelte Kontingenzen nicht unmöglich, daß sich stabile Systeme wechselseitiger Erwartungen einspielen? Für Parsons erhellt daraus die Unverzichtbarkeit normativer Muster und Struktu-

ren: »Because of this double contingency, communication, which is the precondition of cultural patterns, could not exist without both generalization from the particularity of the specific situations (which are never identical for ego and alter) and stability of meaning which can only be assured by ›conventions‹ observed by both parties.«²¹ Niklas Luhmann wollte nicht glauben, daß sich die Akteure auf einen schon vorhandenen Konsens verlassen können. Er schreibt der wechselseitigen Beobachtung und dem sequentiellen Reagieren aufeinander, zumal in Anfangsphasen komplexer Handlungen, trial and error-Charakter zu: »Alter bestimmt in einer noch unklaren Situation sein Verhalten versuchsweise zuerst. Er beginnt mit einem freundlichen Blick, einer Geste, einem Geschenk – und wartet ab, ob und wie Ego die vorgeschlagene Situationsdefinition annimmt. Jeder darauffolgende Schritt ist dann im Lichte dieses Anfangs eine Handlung mit Kontingenz reduzierendem, bestimmendem Effekt – sei es nun positiv oder negativ.«²² Entscheidend ist das beiderseitige Wissen darüber, beobachtet zu werden. Sind die »Paroxysmen des Gefühls« (Adam Smith), Handlungsdruck und Zugzwang nicht übermächtig, kann im Handeln eine vorübergehende Hemmung wirksam werden; dadurch kann in der wechselseitigen Beobachtung eine minimale Reflexionsdistanz entstehen. Dies wird aber gerade unter der Bedingung doppelter Kontingenz erforderlich. Gerade weil die Situation für beide Akteure oftmals unbestimmbar, instabil, unerträglich ist, wird ein gemeinsames Interesse an Erwartungssicherheit gefördert. So entsteht ein Spielraum, in dem sich zwischen Alter und Ego eine wechselseitige Actor-Spectator-Beziehung herausbilden kann: Sie schauen einander zu, indem sie handeln. Natürlich ist dieses Zuschauen nicht frei von Interessenkalkül, Mißtrauen, Voreingenommenheit, affektiver Parteilichkeit usw. Aber dies unterbindet nicht die Zuschauerfunktion, die an andere Bedingungen geknüpft ist: minimale Distanz und Selbstdistanz, Balance von Distanz und Engagiertheit, körperliche Copräsenz der Akteure, multimodale Sensibilisierung, Situationsgespür und interpretative Kompetenz, Fähigkeit und Bereitschaft zum Perspektivenwechsel.

Spiele zu dritt. – Soziale Situationen erschöpfen sich nicht in dyadischen Akteurskonstellationen, auch wenn, mit Simmel zu sprechen, »die *methodisch* einfachste soziologische Formation die zwischen *zwei* Elementen wirksame« ist.²³ Gewiß ist die Beschränkung auf die Zweizahl der Elemente die Bedingung für eine Reihe von Beziehungsformen. Diese reichen von der individuellen Ebene der Beziehungen zwischen zwei Einzelpersonen bis zur überindividuell-sozialen Ebene der Beziehungen zwischen zwei Gruppen: Familien- und Stammesverbänden, Staaten, Klassen, Religionsgemeinschaften, Zivilisationen etc. Georg Simmel sieht in seiner Auseinandersetzung mit der quantitativen Beschaffenheit einer Gruppe im Hinblick auf bestimmte Verhaltensweisen die »Dreizahl« als signifikante soziologische Konstellation und entwirft verschiedene Modelle des Dritten, auf

die wir gleich zu sprechen kommen. Das Auftreten des Dritten beeinflusst nach Simmel das Verhältnis der Zweierbeziehung grundlegend, da sich die Gewichtungverhältnisse verschieben, sobald eine dritte Gruppe oder Person zu einer Zweierkonstellation hinzutritt. Es entstehen Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die nur jeweils zwei Parteien betreffen, so daß das Eins zu Eins-Verhältnis sich in ein Zwei zu Eins-Verhältnis wandelt. Zwei können sich gegen Einen verbünden oder zu ihm aufsehen. Das bedeutet, der Dritte vermag Einfluß zu nehmen auf das Verhältnis der anderen Parteien. Die Vielzahl, das heißt wieviele Personen oder Gruppen noch hinzutreten, sei nun, laut Simmel, für die Entwicklung bestimmter Strukturen – demokratische Situationen, Machtverhältnisse, Bündnisse einiger Parteien gegen andere, Kampfsituationen, wie sie im Zusammenhang der Dreizahl beschrieben wurden – im allgemeinen nicht mehr ausschlaggebend. Entscheidend ist, die Dreizahl als strukturelles Verhältnis zu begreifen: Es geht weniger um persönliche Beziehungen zwischen individualisierten Akteuren als um *Akteurspositionen*, die sich der arbeitsteiligen Differenzierung der Gesellschaft und der hiermit verbundenen »Objektivierung des Handelns und der Verhältnisse« verdanken. Simmel betont: »Das Apriori der Beziehung sind jetzt nicht mehr die Menschen mit ihren Eigenschaften, aus denen die soziale Relation entsteht, sondern diese Relationen als objektive Formen, »Stellungen«, gleichsam leere Räume und Umrisse, die erst von Individuen »ausgefüllt« werden sollen. Je fester und technisch ausgearbeiteter die Organisation der Gruppe ist, desto objektiver und formaler bieten sich die Schemata der Über- und Unterordnung dar l. . . .« (S. 272)

Das dritte Element kann je zwei Elemente, die keine unmittelbare Berührung haben, in Wechselwirkung setzen. Es kann Entzweigungen relativieren und ausgleichen, aber auch als Eindringling und Störenfried wahrgenommen werden. Zweierbeziehungen können durch den Dritten stärker verknüpft werden, der Dritte kann aber auch die »Störung und Ablenkung der reinen und unmittelbaren Gegenseitigkeit« (S. 115) bewirken. Das Auftreten eines Dritten kann einen verabsolutierten Gegensatz relativieren, aber auch neue Gegensatzverhältnisse hervorrufen. Der Hinzutritt einer »dritten Person« bedingt unterschiedliche Konfigurationen zwischen drei sozialen Elementen. Simmel unterscheidet drei typische Gruppierungsformen, »die einerseits bei zwei Elementen nicht möglich sind, andererseits bei einer Mehr-als-Drei-Zahl entweder gleichfalls ausgeschlossen sind oder sich nur quantitativ erweitern, ohne ihren Formtypus zu ändern« (S. 125): (1) der Unparteiische und der Vermittler; (2) der Tertius gaudens; (3) Divide et impera. Im ersten Fall, in dem der Dritte als Unparteilicher fungiert, kann er als Schlichter bzw. Moderator gefragt sein oder als Schiedsrichter gewählt bzw. eingesetzt werden. Als Schiedsrichter hat er angesichts widerstreitender Ansprüche zu prüfen, was ausgleichbar und was unvereinbar ist. Das Unvereinbare, das sich im Rechtsstreit nicht klären läßt, hat

er von der Verhandlung auszuschließen. Der unter dem Rechtsstreit rumorende Widerstreit wird verdrängt. Als Moderator muß der Dritte versuchen, die Ansprüche und Gründe einer Partei der anderen vorzuhalten, um eine Relativierung und Versachlichung zu erreichen. Diese Aufgabe erwächst aus dem bloßen Vorhandensein eines dritten, vermittelnden sozialen Elements.

Die »Gruppe zu Dreien« ist für Simmel nur Typus und Schema, auf ihre Form ließen sich schließlich alle Fälle von Vermittlung reduzieren. Es gäbe gar keine Gemeinschaft zu Dreien, in der nicht bald diese bald jene Zwei in einen Dissens gerieten, »harmloser oder zugespitzter, momentaner oder dauernder, theoretischer oder praktischer Natur – und in der nicht der Dritte vermittelnd wirkte«, ohne daß eine solche Mittlerfunktion gewissermaßen rein hervorträte; manchmal genüge eine Geste, eine Art des Zuhörens, oder, wie man ergänzen könnte, eine ironische Bemerkung, ein beiläufiger Scherz, eine unaufgeregte Anstiftung zur Gelassenheit. »Um einen eigentlichen Streit oder Kampf braucht es sich keineswegs zu handeln, es sind vielmehr die tausend ganz leichten Meinungsverschiedenheiten, das Anklingen eines Antagonismus der Naturen, das Auftauchen ganz momentaner Interessen – oder Gefühlsgegensätze –, das die fluktuierenden Formen jedes Zusammenlebens fortwährend färbt, und das durch die Gegenwart des Dritten, die Vermittlungsform fast unvermeidlich übenden, in seinem Verlauf fortwährend bestimmt wird.« (S. 129) Eine solche Mittlerfunktion ist keinem Akteur fest zugeordnet, sie kann je nach Erfordernis und Gelegenheit von jedem übernommen werden, auch wenn nicht jeder dafür prädestiniert ist: »Diese Funktion geht unter den drei Elementen sozusagen reihum, da das Auf- und Abfluten des gemeinsamen Lebens jene Form an jeder möglichen Kombination der Elemente zu realisieren pflegt.« (S. 29) Eine Bedingung, die der vermittelnde Dritte erfüllen muß, ist Überparteilichkeit. Diese kann zwei Formen annehmen: gleichmäßige Distanz oder gleichmäßige Anteilnahme des Dritten gegenüber den Anliegen der Streitparteien. Zu einer tragischen Figur kann der Dritte werden, wenn er mit beiden Seiten gleichermaßen verbunden ist und jedem gerecht zu werden versucht, bis er selber durch den Konflikt zerrieben wird. Im Schiedsrichteramt ist die Vermittlungsfunktion des Dritten institutionalisiert: Die Streitenden haben die abschließende Entscheidung aus den Händen gegeben. Der Dritte fungiert gegenüber den situationsinteressierten Parteien als situationsmächtige Instanz.

Der *tertius gaudens* bezieht aus der dyadischen Akteurskonstellation einen besonderen Vorteil. Unbeachtet von den Streitenden, die nur mit sich selber beschäftigt sind, kann sich der Dritte in eine Position bringen, die ihm sonst streitig gemacht worden wäre: »Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.« Er kann eine solche Situation auch absichtlich herbeiführen. Auch der vermittelnde Dritte kann sich in die Position des *tertius gaudens* bringen, wenn er seine Unparteilichkeit als Vorteil nutzt, um den Streitenden Bedingungen zu stellen:

»Die begünstigte Stellung des Dritten verschwindet [. . .] in dem Augenblick, in dem die beiden anderen zu einer Einheit zusammengehen [. . .].« (S. 141) Wer eine solche gegen ihn gerichtete oder ihm den Vorteil nehmende Vereinigung verhindern will, greift zur Taktik des *divide et impera*. Er stiftet vorsätzlich Zwist, um eine beherrschende Stellung zu gewinnen oder zu behaupten. Hierfür sucht er alle Kräfte, die sich gegen ihn verbünden und ihm gefährlich werden könnten, gegeneinander in Tätigkeit zu setzen. Hierbei bedient er sich bewährter Mittel wie Hetzen, Verleumdungen, Schmeicheln, Erregen von Erwartungen usw. Ist er in einer sozialen Machtposition, so stiftet er geringe Rangdifferenzen unter den Untergebenen und praktiziert das Prinzip der »ungleichen Austeilung« irgendwelcher Werte, um Eifersucht zu erregen, aus der Feindseligkeit erwachsen kann. »Der Dritte, dem eigentlich die Feindseligkeit der beiden anderen zu gelten hätte, kann sich gleichsam zwischen ihnen unsichtbar machen, so daß der Anprall beider nicht gegen ihn, sondern gegenseitig gegen sie selbst erfolgt.« (S. 148 f) Simmel verweist auf den in dieser Hinsicht zweifelhaften Ruf der Briten: »Von England hat man gesagt, es habe Indien nur durch Indien gewinnen können, wie schon Xerxes erkannt hatte, daß man Griechenland am besten durch Griechen bekämpfe.« (S. 149) Die Bekämpfung des Gleichen durch das Gleiche erweise sich als eine der durchgreifendsten Realisierungen des *divide et impera*. Auch Rumsfelds Rede vom alten und neuen Europa war ein solcher Versuch. Selbstverständlich bietet eine Triade auch die Möglichkeit, daß sich zwei Akteure gegen einen mächtigen Dritten zusammentun und eine »Gegenkoalition der Schwachen« bilden, indem sie ihre sonst zersplitterten Kräfte bündeln. Die Maxime *divide et impera* kann auch von einem einflußschwächeren Dritten genutzt werden, um zu erreichen, daß sich die ihm geltenden Ambitionen der Stärkeren gegenseitig neutralisieren.

Eine weitere Dreierkonstellation hat Simmel nicht als gesonderten vierten Typus hinzugefügt; aus dem einfachen Grunde, daß sie in der modernen kapitalistischen Marktwirtschaft alle Bereiche und Beziehungen durchdringt: der Dritte als »Mittelpunkt konkurrierender Bewegungen«. Das Paradigma ist der Kampf zweier oder mehrerer Marktanbieter, die einen Dritten oder vielmehr »viele dritte Personen« umwerben und mit allen verfügbaren Zeichenmitteln zu konditionieren suchen. Konkurrenz wird als indirekter Kampf verstanden, in dem sich die Konkurrenten durch das »wechselwirkende Bewußtsein von der Leistung des Gegners« zu unablässiger qualitativer und quantitativer Leistungssteigerung treiben. Das von Simmel gegebene Bild der Konkurrenz ist an der Ideal-konstruktion der freien Konkurrenz orientiert, die schon in den Jahren, in denen Simmel seine Soziologie schrieb, von monopolistischer Konkurrenz verdrängt wurde. Inzwischen hat sich die »kompetitive Konkurrenz« zum Verdrängungswettbewerb verschärft. Durch die durchgängige Ökonomisierung von Wissenschaft, Bildung, Kunst ist das marktorientierte Konkurrenzprinzip auch auf

Bereiche übertragen worden, die sich bisher auf ihre funktionelle Autonomie viel zugute gehalten haben. In der gegenwärtigen Konkurrenz um Marktpräsenz und das knappe Gut Aufmerksamkeit ist die medialisierte »publikumsbezogene Triade« (Uwe Schimank) zu einer zeittypischen Hauptform mehrstelliger Akteurskonstellationen geworden.²⁴

Tertius spectans. – Bei der Einführung der triadischen Akteurskonstellation hob Simmel ein Moment hervor, das den selbstzentrierten Charakter von Alter-Ego-Beziehungen aufbricht: »l. . I jedes sensitive Verbundensein von zweien wird dadurch irritiert, daß es einen Zuschauer hat.«²⁵ Gleichwohl bleibt die Zuschauerfunktion des Dritten bei Simmel ein eher beiläufiges oder unspezifisches Moment. Um dieses Moment stärker zu betonen und in seiner Spezifik zu erfassen, empfiehlt es sich, als eine weitere Figur des Dritten den *tertius spectans* zu etablieren. Zunächst ist der Dritte ein weiterer Co-Akteur, der sich unter bestimmten Bedingungen zum Hauptakteur aufschwingen kann (Richteramt, *divide et impera*, *tertius gaudens* als aktiver Trittbrettfahrer). Als Moderator, Schiedsrichter oder Koordinator, aber auch als Eindringling, Trittbrettfahrer oder Spalter ist der Dritte gezwungen, einen vorübergehenden Einstellungswechsel zu vollziehen und aus der Zuschauerdistanz zu operieren. Trittbrettfahrer und *tertius gaudens* verhalten sich als parteiliche Zuschauer, die den Vorteil nutzen, die jeweilige Zweierkonstellation überblicken zu können. Der taktierende Dritte läßt sich nicht anders als Alter und Ego von seinen partikulären Interessen leiten. Doch er profitiert vom blinden Fleck der beiden anderen: Er kann Standortgebundenheit und Interessenabhängigkeit von deren Sichtweise erfassen, ohne selber ein über ein adäquates Bewußtsein der eigenen Interessenbedingtheit zu verfügen. Wenn Alter und Ego sich zueinander als Zuschauer verhalten, dann agieren sie als Zeicheninterpreten, die nicht nur verbale Äußerungen in ihren propositionalen, evaluativen und conativen²⁶ Gehalten zu erschließen suchen, sondern auch Habitus-Indikationen und soziale Distinktionsmerkmale im gesamten Verhaltensstil. Die körperliche Co-Präsenz der Zeichenakteure macht die Interpreten zu Zuschauern. Alter und Ego sind jeweils in einer konkreten Situation, und bereits das Abrufen oder Aushandeln der Situationsdefinition ist ein Vorgang der Zeicheninterpretation. Der *tertius spectans* überblickt nicht nur die Situation, in der Alter und Ego befangen sind, sein Hinzutreten schafft auch eine neue Kräftekonstellation. Allein sein Vorhandensein erzeugt ein Bewußtsein des Beobachtetwerdens und verändert die Situation.

Beim Zuschauen ist ein Moment der Distanz unverzichtbar; das muß keine völlige Abgehobenheit oder Indifferenz sein, eher ein transitorischer Einstellungswechsel, der das Eingebundensein in eigene lebenspraktische Aktivitäten unterbricht (man denke an die Funktion der Kampfpausen in Homers *Ilias*) und für einen Augenblick in den Hintergrund treten läßt. Zuschauer ist nicht

gleich Zuschauer. Wir haben verschiedene Spielarten des *tertius spectans* auseinanderzuhalten, und zwar nach dem jeweiligen Verhältnis von Kontemplativität und Praxis. Wir unterscheiden drei Formen: (1) den *teleopraktischen* Zuschauer: ein dem praktischen Zweck untergeordnetes Zuschauen, das taktisch motiviert ist und als Mittel dient, das Ziel flexibel und situationsgerecht zu erreichen; (2) den *sympraktischen* Zuschauer: ein in praktische Aktivitäten eingebundenes Zuschauen, das allein durch Brechung der Unmittelbarkeit, durch Reflexionsdifferenz die Praxis mit befördert; (3) den *parapraktischen* Zuschauer: ein von praktischer Einbindung relativ gelöstes Zuschauen, das kontemplative Züge annimmt und andere Aktivitäten allenfalls nebenher weiterlaufen läßt. *Tertius gaudens* und Taktiker des *divide et impera*, aber auch Moderatoren, Richter und Koordinatoren sind in der Regel teleopraktische Zuschauer. Uns interessiert der *tertius spectans* vor allem als sympraktische und parapraktische Figur. Mit diesen beiden Zuschauerfiguren kommt eine nicht nur taktisch motivierte und begrenzte Reflexionsdifferenz in die Situation und bricht die unmittelbaren Situationszwänge und Vollzüge. Die transinstrumentale Reflexionsdifferenz kommt nicht erst durch »interessefreie« (wissenschaftliche) Beobachter in die soziale Welt, sondern durch den (sympraktischen) *tertius spectans* als risikobehafteten »Zuschauspieler«.

Spectator mundi und »Schiffbruch mit Zuschauer«. Der *Tertius spectans* wird hier im Kontext von Überlegungen eingeführt, wie effektive Zeichensituationen des sozialen Verkehrs als spezifische Akteurskonstellationen zu beschreiben und zu analysieren sind. Wie erklärt sich der kultur- und sozialdiagnostische Befund, daß Akteurskonstellationen in bestimmter Hinsicht den Charakter wechselseitiger Actor-Spectator-Beziehungen annehmen, und wie verändern sich diese Beziehungen im Hinblick auf einen hinzutretenden Dritten? Damit rückt der Begriff des Zuschauers in den Mittelpunkt konzeptioneller Verständigung, die begriffsgeschichtliche Vergewisserung einschließt. Hierbei interessieren nicht in erster Linie Zuschauerkonzepte aus der Sphäre des Theaters; selbstverständlich stehen auch diese in Beziehung zum Zuschauer als variantenreicher Figuration des sozialen Lebens.²⁷ Ein weit gefaßter Zuschauerbegriff, der sich durch anthropologische, sozialphilosophische und ethische Verweisungsgehalte auszeichnet, hat sich in der griechisch-römischen Antike herausgebildet. Die Modelle des »philosophischen« Zuschauers, des Zuschauers als politische Figur, des Zuschauers im sozialen Verkehr wurden jeweils unterschiedlich konzipiert und bewertet. Konzepte und Bewertungen haben sich historisch verändert, bildeten Traditionszusammenhänge und riefen Traditionsbrüche hervor. Die antiken Figurationen des Zuschauers bleiben historische Referenzpunkte, ohne deren Kenntnisnahme bestimmte Neuansätze vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart nur verkürzt dargestellt werden können. Das Interesse konzentriert sich

auf zwei unterschiedlich ausgerichtete Topoi des philosophischen Zuschauers: »Spectator mundi« und »Schiffbruch mit Zuschauer«. Vor diesem Hintergrund soll ein Blick auf neuartige Figurationen des 18. Jahrhunderts geworfen werden, die uns heute verstärkt beschäftigen: der Zuschauer als risikobehafteter Sympathisant im Kampf um Rechtsfortschritte in der Gesellschaft (Kant), der Zuschauer als Wächter des Fair Play in der Commercial Society (Adam Smith), die Spaltung der Person in Akteur und Zuschauer ihrer eigenen Taten (in Fortführung einer antiken Tradition).

Auf Aristoteles geht der Topos *spectator coeli* zurück, der seine klassische Formulierung in Senecas Spätschrift *De otio* gefunden hat.²⁸ Nach Aristoteles ist der Mensch das einzige Geschöpf mit aufrechter Haltung (Aristoteles: *Über die Teile der Tiere*, IV, 10, 686a; *Tierkunde*, I, 15, 494a). Dies prädestiniere ihn zur Erkenntnis des Göttlichen. In der Wiedergabe stoischer Lehrmeinung heißt es in Ciceros Schrift *De natura deorum*: Die Götter »haben die Menschen zunächst einmal vom Erdboden aufgerichtet und ihnen eine aufrechte Haltung gegeben, damit sie beim Anblick des Himmels zu einer Erkenntnis der Götter gelangen können« (Cicero: *De natura deorum* II, 140).²⁹ Als *spectator* hat Seneca den Menschen in seiner auf Erkenntnis gerichteten Sonderstellung im Kosmos bezeichnet. In seiner Schrift *De otio* unterscheidet Seneca zwei grundverschiedene *res publicae*, den Götter und Menschen umfassenden Kosmos und die Vielfalt unterschiedlicher Gemeinwesen, die sich über die Erde verteilen. Die große *res publica* erschließt sich naturphilosophischer Sichtweise, nur in Muße lassen sich die angemessenen Fragen stellen. »Einen neugierigen Geist hat uns die Natur gegeben und I. . . I uns als Zuschauer bei diesem großen Weltenschauspiel geschaffen (*spectatores nos tantis rerum spectaculis genuit*)«. (Seneca: *De otio*, V, 3)³⁰ Mit der aufrechten Haltung habe die Natur dem Menschen den freien Blick auf alles gegeben. Auch wenn wir nicht alles sehen könnten, eröffne uns unsere Sehkraft einen Weg zum Forschen und lege die Grundlagen für die Wahrheit, »so daß die Forschung hinübertritt aus dem Bekannten in das Dunkle« (Seneca: *De otio* V, 5).³¹ Was Seneca hier anstimmt, klingt wie ein Loblied auf den *bios theoretikos* (die *vita contemplativa*). Doch zugleich sieht sich Seneca veranlaßt, auf den zu erwartenden Vorwurf zu reagieren, er habe das stoische Ideal verraten, sich für das Gemeinwesen der Menschen, die kleinere *res publica*, praktisch politisch einzusetzen. Die Kosmosschau des *spectator coeli* ist nicht nur ein Paradigma für zweckfreie Forschung, sondern legt zugleich den Gedanken nahe, daß vornehmlich diese Lebensform der Sonderstellung des Menschen im Kosmos entspricht; sofern man ein teleologisches Gesamtbild der Natur akzeptiert. Senecas *spectator mundi* indiziert den Rangstreit der Lebensformen und läßt eine Höherschätzung des *bios theoretikos* (*vita contemplativa*) gegenüber dem *bios praktikos* (*vita activa*) erkennen. Der *spectator coeli* ist ein Tertius spectans, der sich abwendet von der sozialen Welt, um sich der Kosmoschau zu

widmen. Doch er bleibt auch in der Abwendung auf das Gemeinwesen bezogen; er besetzt eine Gegenposition zur aufreibenden Geschäftigkeit in politischen und privaten Angelegenheiten, die keine Zeit lasse, »von den Problemen der Menschen den Blick weg auf die Welt des Göttlichen zu lenken« (Seneca, *De otio* VI, 1).³² Seneca polemisiert gegen Einseitigkeiten auf beiden Seiten. Er verurteilt ruhelose Betriebsamkeit ohne Charakterbildung und Pflege des Geistes, aber auch die Selbstentmächtigung der Tugend, die sich tatenlos der Muße überläßt. Allerdings kann auch der Hinweis auf die notwendige Wechselwirkung von denkender Betrachtung, praktischer Tätigkeit und Daseinsgenuß nicht darüber hinwegtäuschen, daß die aktive Sorge um das Gemeinwesen weitgehend zurücktritt. All dies läßt ein Schwanken zwischen den beiden Lebensformen in politisch aussichtsloser Situation erkennen. Seneca rechtfertigt seinen Rückzug durch den Mangel an politischen Einfluß- und Gestaltungsmöglichkeiten, der es ihm unmöglich mache, dem *bios praktikos* weiterhin den Vorzug zu geben. So gesehen ist, was sich als Loblied auf den *bios theoretikos* gibt, zugleich Ausdruck einer tiefen Resignation.³³ Die Kosmoschau ist keine beruhigte Schau von einem sicheren Standort, sondern eine Position der Selbstbehauptung und der philosophischen Vergewisserung; das, womit sich Seneca auch in der Zeit seines politischen Einflusses in seiner Muße beschäftigt hat, rückt jetzt haltgebend in den Mittelpunkt.

Cicero hat nicht nur den Terminus »Spectator« gebraucht, sondern parallel hierzu auch den Ausdruck *contemplator caeli* (*Tusculanae disputationes*, I, 69). Darum soll das spezifisch Spektatorische bei Seneca betont werden. Die himmlischen Phänomene sind nur dann ein *spectaculum*, wenn sie einen Zuschauer finden. Wer soll die Schönheit der Natur in menschenleerer Ödnis bezeugen? Die Natur hat den Menschen als Zeugen aufgestellt, damit ihre Großartigkeit und ihr kunstvoller Bau nicht nur flüchtig angesehen, sondern genau betrachtet werden. Der frühchristliche Autor Laktanz (um 300), den die Renaissance-Humanisten den »christlichen Cicero« nannten, hat dieses Wechselverhältnis, das dem *spectator coeli* immanent ist, explizit zugespitzt: »Der Mensch wird [. . .] durch seine gerade Haltung und sein hochgerichtetes Gesicht zur Betrachtung der Welt veranlaßt. *Er tauscht mit Gott den Blick*, und Vernunft erkennt Vernunft.« (Laktanz: *De ira Dei* 7, 4)³⁴

In der christlichen Theologie des Mittelalters verschwanden diese resignativen Konnotationen, die Kosmoschau wurde zur Gottesschau, und Kontemplation erlangte die unangefochtene Vorrangstellung: »Vita contemplativa simpliciter melior est quam vita activa. (Das Leben der Kontemplation ist ohne Einschränkungen besser als ein tätiges Leben).« (Thomas von Aquino: *Summa theologica*, II, 2, 182, 1 und 2)³⁵ Erstaunlich ist, daß im Zuge der neuzeitlichen »Umkehrung der überkommenen hierarchischen Ordnung von Vita contemplativa und Vita activa« die Figur des Zuschauers ihre Geltung nicht einbüßte; auch dann

nicht, als die Überzeugung um sich griff, »daß Wahrheit sich nur dem Zugreifen und nicht dem Zuschauen erschließen würde. Schließlich hatte ein Gerät, das von Menschen verfertigte Teleskop, der Natur bzw. dem Universum seine Geheimnisse abgezwungen«. ³⁶ Die neuen Entwicklungen hatten auch eine »kopernikanische Wende« in der Position des Zuschauers zur Folge. Kant hat die von ihm betriebene »Revolution der Denkart« hierzu in Beziehung gesetzt. In der Vorrede zur zweiten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* heißt es: »Es ist hiermit eben so, als mit den ersten Gedanken des *Kopernikus* bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen, und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.« ³⁷

Ein Gegenstück zum *spectator mundi* ist der Topos »Schiffbruch mit Zuschauer«. Er bezieht sich sowohl auf die große als auf die kleine *res publica*, am Kosmos interessiert aber nicht der teleologische Ordnungsrahmen, sondern der atomare Wirbel, der sich in der beruhigten Oberfläche der Makrokörper nicht zeigt. Zum anderen ist die Zuschauerposition in Lukrez' Lehrgedicht *De rerum natura* (dem Locus classicus des »Schiffbruchs mit Zuschauer«) vornehmlich auf die soziale Welt bezogen. Gleich im Proömion zum Buch II wird die Turbulenz des Meeres (*mari magno turbantibus aequora ventis*) mit den Schlachten des Krieges (*belli certamina*) und den Aktivitäten derer parallelisiert, die Lukrez dabei beobachtet, wie sie »hierhin und dorthin irren und schweifend den Weg des Lebens suchen, wie sie mit Geist wetteifern (*certare*) und sich streiten (*contendere*) um die Vornehmheit der Geburt, Tag und Nacht in nicht ermüdender Arbeit wetteifern, um zum Gipfel des Reichtums aufzusteigen und die Macht zu gewinnen« (Lukrez: *De rerum natura* II, 1–13). ³⁸ Das wird freilich im Abstand des zuschauenden Dritten betrachtet, aus heiteren Räumen in der Höhe. Lukrez empfindet ein freudvolles Vergnügen, nicht, weil ein anderer leiden muß, »sondern weil es süß ist zu sehen, von welchen Leiden man selber frei ist. Süß ist es auch, die gewaltigen Kämpfe des Krieges zu sehen, angestellt in den Ebenen, wenn du selbst nicht Gefahr läufst«. ³⁹ Hunderte Verse später folgt die Szene des Schiffbruchs, in der kein Zuschauer am Ufer plaziert ist; doch die Szene ist aus der Perspektive eines solchen gestaltet.

Vordergründig ist der Schiffbruch ein naturphilosophisches Gleichnis; es soll veranschaulichen, warum die zahlenmäßige Begrenztheit der Atomformen eine unbegrenzte Anzahl gleichgestalteter Atome erfordert, aus denen sich immer wieder neue Atomverbindungen ergeben können. Wäre dem nicht so, ergäbe sich folgendes Szenario: Wie die Überbleibsel von Schiffbrüchen würden die im Meer des Stoffes (*pelagos materiae*) versprengten Atome »niemals sich stoßen und zur Vereinigung kommen können noch in der Vereinigung verharren und

zunehmen und wachsen« (Lukrez: *De rerum natura*, II, 563–565). Im Stoffocean geht es also nicht zu wie in der vom Schiffbruch bedrohten Seefahrt. Da es »in unbegrenzter Zahl Urstoffe der Dinge von jeder Art gibt, aus denen alles ergänzt wird« (567 f.), kann der Widerstreit der schaffenden und zerstörenden Kräfte (*motus genitales* und *motus exitiales*) in der Natur in Ewigkeit weitergehen. Auch der epikureische Zuschauer kann sich dem Wechsel von Leben und Tod im Daseinsprozeß der Menschengeschlechter nicht entziehen. Aber er weiß sich frei von der Furcht vor dem Tod und vor den Göttern. Die Naturphilosophie soll die Möglichkeit zu einem angstfreien Leben theoretisch begründen. Gewiß läßt das Proömium zum zweiten Buch von *De rerum natura* an die epikureische Maxime denken, sich aus dem *certare* (wetteifern) und *contendere* (sich streiten) um Reichtum und Macht herauszuhalten. »Weit besser ist es deshalb, in Frieden zu gehorchen als mit Herrschergewalt die Welt regieren und Königreiche beherrschen zu wollen. Drum laß sie fruchtlos sich abmühen und Blut schwitzen im Kampf auf dem engen Wege des Ehrgeizes l. . .!« (Lukrez: *De rerum natura* V, 1127–1130) Doch allein schon das epikureische Bekenntnis zu Willensfreiheit und Spontaneität, die in der Zufallsabweichung der Atome von gleichmäßiger Bahn ihre naturphilosophische Voraussetzung haben, erfordert, gegen äußere Zwänge und Widerstände anzukämpfen.

Auch wenn der philosophische Zuschauer nicht vom Zuschauer im Theater herleitbar ist, gibt es Gemeinsamkeiten, die ihrerseits Differenzen bergen. Die grundlegende Gemeinsamkeit ist die Tatsache, daß beide Figuren in die Ereignisse, auf die sie schauen, nicht selber verwickelt sind. Das ist im Theater mit Risikofreiheit verbunden; die Zuschauer müssen nicht fürchten, daß die Mächtigen, über deren Schwächen und Torheiten sie lachen, sich rächen werden. Sofern die Ausgelachten fähig und willens sind, sich zu rächen, schlägt das Lächerliche ins Schreckliche um. Diesen Punkt hat Platon im *Philebos* klar herausgearbeitet, aber nicht nur für das Theater, sondern für die »gesamte Komödie und Tragödie des Lebens« (Platon: *Philebos*, 50b).⁴⁰ Auch die Risikofreiheit des philosophischen Zuschauers muß relativiert werden: »Zwar ist er nicht in das Abenteuer selbst verstrickt, wohl aber der Anziehung von Untergängen und Sensationen hilflos ausgeliefert.«⁴¹ Vor allem die politische Verwendung des Terminus »Zuschauer« (griechisch *theates*) ist durch die Theatermetaphorik geprägt. So wirft Kleon, der Athener Stratege im fünften Jahr des Peloponnesischen Krieges, den Mitgliedern der Volksversammlung ihre Gewohnheit vor, »Zuschauer (*theatai*) der Worte zu sein und Hörer der Taten; was geschehen soll, beurteilt ihr nach einer guten Rede als möglich, was schon vollbracht ist, nicht nach dem sichtbaren Tatbestand, sondern verlaßt euch auf eure Ohren, wenn ihr eine schöne Scheltrede dagegen hört l. . .! so sucht ihr nach einer anderen Welt gleichsam, als in der wir leben, und besinnt euch dafür

nicht einmal auf das Nächste zur Genüge; kurz, der Hörlust preisgegeben tut ihr, als säßet ihr im Theater, um Redekünstler zu genießen, und hättet nicht das Heil des Staates zu bedenken.« (Thukydides: *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*, III, 38)⁴² Platon verschärft diese Kennzeichnung, indem er die *demokratia* als *theatrokratia* (Platon: *Nomoi*, III, 701a)⁴³ kritisiert, ausgehend von der Behauptung, die Masse der Laien übe in der Politik die Herrschaft über die Experten aus, so wie im Theater die Menge der Zuschauer über die fachkundigen Richter.

Immanuel Kant und Adam Smith: neue Figurationen des Zuschauers im 18. Jahrhundert. – Auf die historischen Metamorphosen des philosophischen Zuschauers hat die Theatermetaphorik wenig Einfluß genommen. Der Topos »Spectator mundi« wurde im 18. Jahrhundert zum Ausgangspunkt neuer anthropologischer Überlegungen, die am aufrechten Gang des Menschen ansetzten, der ihm den freien Blick ins Weite und Offene gestattete.⁴⁴ Auf der anderen Seite hat Blumenberg die Wandlungen des Topos »Schiffbruch mit Zuschauer« im 18. Jahrhundert nachgezeichnet, die im 19. Jahrhundert zu weitgehender Problematisierung nötigten. »Es gibt den festen Standort nicht mehr, von dem aus der Historiker der distanzierte Zuschauer sein könnte.«⁴⁵ Während Herder 1792 in den *Briefen zur Beförderung der Humanität* den Topos »Schiffbruch mit Zuschauer« noch verwendet, um den Blick von außen auf die Französische Revolution zu beschreiben, wählt Kant 1798 im *Streit der Fakultäten* für das gleiche zeithistorische Phänomen ein anderes Bild, aber, und das ist das Bemerkenswerte, ebenfalls ein Zuschauerbild. Auf der Suche nach einem indiziellen »Geschichtszeichen« dafür, daß das menschliche Geschlecht im beständigen Fortschreiten zum Besseren begriffen sei (worunter Kant Fortschritte auf dem Weg zum Rechts- und Verfassungsstaat begreift), entdeckt er ein solches Indicium nicht etwa in den Handlungen der französischen Akteure, sondern im Verhalten der deutschen Zuschauer: »Es ist bloß die Denkungsart der Zuschauer, welche sich bei diesem Spiele großer Umwandlungen *öffentlich* verrät und eine so allgemeine und doch uneigennützigte Teilnehmung der Spielenden auf einer Seite gegen die auf der andern, selbst mit Gefahr, diese Parteilichkeit könne ihnen sehr nachteilig werden, dennoch laut werden läßt.«⁴⁶ Die von Kant untersuchten Zuschauer werden durch Merkmale wie Anteilnahme, Allgemeinheit, Uneigennützigkeit, Parteilichkeit, Risikobehaftetheit charakterisiert, die im Bild des Zuschauers einander eigentlich ausschließen müßten. Die Zuschauerposition ergibt sich aus der Tatsache, daß die deutschen Sympathisanten, die Kant vor Augen hat, »nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind«. Es sei »eine *Teilnehmung* dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt.«⁴⁷ Dieser in moralischen Fragen ansonsten diskussionswürdige Enthusiasmus erscheint moralisch gerechtfertigt, weil seine Äußerung »selbst mit Gefahr verbunden war« und infolgedessen »keine andere als eine moralische Anlage im Menschengen-

schlecht zur Ursache haben kann.«⁴⁸ Weder eigene Sicherheit noch Neutralität gelten hier als Kriterium der Zuschauerhaltung.

Eine neuartige Figuration ist vor allem die Dreierkonstellation von Akteur, Coakteur und Spectator, die Adam Smith in die Ethik eingeführt hat.⁴⁹ Der Coakteur kann hierbei den Charakter eines Mitbewerbers (*competitor*) oder eines Leidenden (*sufferer*) annehmen. Das Adam-Smith-Modell des »Lebens in einer Gesellschaft von Zusehuern« erweist seine Modernität darin, daß es auf den Wettbewerb um Macht, Reichtum und Ansehen unter den Bedingungen der sich herausbildenden markt- und gewinnorientierten Konkurrenzgesellschaft zugeschnitten ist: »In dem Wettlauf nach Reichtum, Ehre und Avancement (*in the raise for wealth, and honours and preferments*) mag einer rennen, so schnell er kann und jeden Nerv und jeden Muskel anspannen, um all seine Mitbewerber zu überholen. Sollte er aber einen von ihnen niederrennen oder zu Boden werfen, dann wäre es mit der Nachsicht der Zuschauer ganz und gar zu Ende. Das wäre eine Verletzung der ehrlichen Spielregeln, die sie nicht zulassen könnten.«⁵⁰ Smith beschreibt eine Dreierkonstellation: die Konkurrenz der Bewerber bzw. Mitbewerber, die einander aus dem Felde zu schlagen versuchen, werden durch die Zuschauer daran gehindert. Hierbei ist ein Sinn für das Fair Play vorausgesetzt, der sich vom angeborenen *moral sense* bei Shaftesbury oder Hutcheson dadurch unterscheidet, daß er sich als kulturelle Tradition habitusprägend in der englischen Zivilisationsgeschichte entwickelt hat. Wenn dies ein anthropologisches Prinzip ist, dann das Prinzip einer historischen Anthropologie, eine kulturelle Konvention, die sich als ein System wechselseitiger Erwartungen eingespielt hat; im Konstitutionsprozeß der Commercial Society gewann diese Norm eine neuartige Bedeutung. Fair Play ist keine Telosformel, kein Ideal des gelingenden Lebens, sondern eine Minimalbedingung, die eine Gesellschaft zusammenhält.⁵¹ In der Position des Tertius spectans haben die Zuschauer eine Wächterfunktion: Anerkennung zollen sie keinem, der die Fair-Play-Regel verletzt. Diese Zuschauerhaltung ist ein Gegenmodell gegen das System des fanatischen Parteigeistes. Natürlich weiß Adam Smith, daß auch mit Zuschauerfraktionen spontaner und bestellter Claqueure zu rechnen ist. Es ist nicht zu vernachlässigen, daß sich auch unter einer Menge von Dritten (»vielen dritten Personen«, Simmel) Fronten bilden können, Zweierkonstellationen, die die Rivalität der eigentlichen Akteursparteien als Fan-Parteien reproduzieren. Dennoch charakterisiert Smith die »Gesellschaft der Zuschauer« durch reflektierte Sympathie mit Leidenden und einen durch das Prinzip der Verhältnismäßigkeit zivilisierten Vergeltungstrieb. Dies gilt ihm als normales Zuschauerverhalten. Zum Wertbegriff dagegen avanciert der Zuschauer in der Idealfigur des Impartial Spectator; dieser findet seine Bewährungsprobe in der imaginären Selbstteilung des einzelnen Individuums in zwei Personen, Akteur und Zuschauer der eige-

nen Taten (und Unterlassungen).⁵² Wenn sich bei Smith der einzelne in zwei Personen teilt, um sich in der Rolle des Zuschauers eine Meinung über sich in der Rolle des Akteurs zu bilden, so ist diese Prozedur zugleich eine Einübung in den »Blick mit den Augen einer dritten Person«; diese Übung empfiehlt Smith auch für das Verhältnis von Alter und Ego. Ein gerechter Ausgleich zwischen eigenen Ansprüchen und den Interessen eines anderen setze einen Standortwechsel voraus: »Wir dürfen sie [die gegensätzlichen Interessen, die Verf.] weder von unserem, noch auch von seinem Platz aus betrachten, weder mit unseren eigenen Augen noch mit den seinigen, sondern wir müssen sie von dem Platze und mit den Augen einer dritten Person ansehen, die in keiner näheren Beziehung zu einem von uns beiden steht und die mit Unparteilichkeit zwischen uns richtet.«⁵³ Auch hier bewährt sich das Modell der Dreierkonstellation, wobei der Dritte in diesem Fall nur eine imaginäre Existenz führt. Der Dritte ist nur im Perspektivenwechsel anwesend, den Ego und Alter jeweils vornehmen. Ego denkt sich nicht einfach in die Position von Alter hinein und umgekehrt, sondern jeder von beiden übernimmt die Perspektive eines Dritten, der »in keiner näheren Beziehung zu uns steht«; dies kann nur die Perspektive des Moderators und Schiedsrichters sein, wenn es funktionieren soll. In einer tatsächlich praktizierten Dreierbeziehung kann sich die Sachlage erheblich verändern, dann beispielsweise, wenn der Trittbrettfahrer (*tertius gaudens*) und der Spalter und Unruhestifter (*divide et impera*) als hinzutretende Akteure mit verdeckten eigennützigen Interessen ihren Blick auf Akteure und Coakteure richten. Der Blick mit den Augen einer dritten Person kann auch ein taktisch abschätzender Blick sein, der nur den eigenen Vorteil im Auge hat. Smith hat jedoch einen anderen Ausgangspunkt, wenn er vom »Blick mit den Augen einer dritten Person« spricht. Dieser Blick soll ja vom einzelnen in Ansehung der eigenen Person eingeübt werden, indem er sich in zwei Personen aufspaltet. Der einzelne soll lernen, die latente Neigung und die akuten Verführungen zur Selbsttäuschung zu durchschauen. Hierbei sah sich Smith einem Problem gegenüber, das Marx als das Ideologieproblem bezeichnet und das die Wissenssoziologie zum Paradoxon verschärft hat: Wie kann ich erkennen, welche Interessen mich bewegen, wenn alles Erkennen interessenbedingt ist? Darum hat sich Smith auch nicht auf Selbstinspektion verlassen, sondern eine Wechselwirkung von Verhaltensbeobachtung und Selbstinspektion postuliert.

Bei Seneca hatte die Anwesenheit von Zuschauern Fehlhaltungen begünstigt, »deren Lohn darin besteht, vorgeführt und zur Kenntnis genommen zu werden. Wer legt den Purpur, ihn niemandem zu zeigen, an? I. . . Ehrgeiz, Verschwendungssucht und Maßlosigkeit verlangen nach einer Bühne I. . . I.« (Seneca: *Epistolae morales* XV, 94, 69–74)⁵⁴ Diesen Zuschauerereffekt im Kampf um Anerkennung, in dem die Angehörigen mittlerer und unterer sozialer Statusgruppen von Geburt an benachteiligt sind, räumt Smith vollauf ein. Doch die Zuschauer

reflektieren auch die paradoxe Grundsituation menschlicher Vergesellschaftung: »Alle Mitglieder der menschlichen Gesellschaft bedürfen des gegenseitigen Bestandes und andererseits ist auch jedes von ihnen den Beleidigungen des anderen ausgesetzt.«⁵⁵ In diesem Spannungsverhältnis registrieren Zuschauer auch seismographisch empfindliche Störungen der sozialen Balance und halten den Akteuren einen Spiegel vor, der ihnen ermöglicht, sich aus der Entfernung und mit den Augen anderer Menschen zu betrachten.

Die spektatorische Situation. – Die Dreierkonstellation von Akteur, Coakteur (als Competitor oder als Sufferer) und zuschauendem Dritten ist ein historisches Modell des Situationstyps, den wir als spektatorische Situation bezeichnen und wie folgt definieren wollen: *Eine spektatorische Situation ist dann gegeben, wenn Akteure und Coakteure in ihren praktischen Vollzügen in wechselseitige Actor-Spectator-Beziehungen eintreten oder wenn sie auf einen Dritten treffen, der ihnen zuschaut.* Eine spektatorische Situation ist triadisch strukturiert. Das heißt nicht, daß sie auf das Wechselverhältnis zwischen drei einzelnen Personen begrenzt ist. Es geht um verschiedene *Positionen*, die in sozialen Situationen strukturell verankert sind; daher kann die Position des Dritten auch von »vielen dritten Personen« (Simmel) besetzt werden. Auf der anderen Seite kann der Dritte als korrektive Figur auch innerhalb einer Zweierkonstellation anwesend sein, wenn sich Akteure und Coakteure jeweils »mit den Augen einer dritten Person« wahrnehmen. *Jede soziale Situation, die durch Actor-(Coactor)-Spectator-Beziehungen charakterisiert ist und die Möglichkeit zum ein- oder mehrfachen Positions- und Perspektivenwechsel bietet, ist eine spektatorische Situation.* Auch Ego und Alter nehmen einander zugleich als Zuschauer wahr, während sie alle Einstellungsindikationen, Bezugnahmen, Verhaltensofferten, vorgetäuschten oder tatsächlich intendierten taktischen Schritte des jeweils anderen aufmerksam registrieren und interpretieren. In einem Vorgang wechselseitiger Beobachtung sucht jeder seine Initiative oder Gegenmaßnahme so auszurichten, daß der andere so reagiert, wie es der eine gemäß seiner Zeicheninterpretation antizipiert hat. Doch beide überschauen nicht das ganze Verhältnis, das jeder zum anderen und zu sich selber unterhält. Dies vermag nur ein Dritter, der den Schlagabtausch zwischen Alter und Ego beobachtet, ohne selber involviert zu sein, aber dennoch *in Gefahr, in eine für ihn riskante Situation hineingezogen zu werden.* Die Akteure unterscheiden sich durch Statusvorteile, Grad der Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit, Einfluß und Dominanzausübung, Kompetenz und Handlungsressourcen. Im konkreten Situationskontext entscheidet die Frage, wer die Initiative ergreift oder behält, verliert oder gewinnt. Nach diesem Kriterium können wir auch Akteure und Coakteure differenzieren. Im gesellschaftlichen Leben sind die Positionen von Akteur, Coakteur und Zuschauer nicht fest installiert. Sie zirkulieren im sozialen Verkehr, in dem sich die Kräfte-

verhältnisse ändern und die Initiativen wechseln. Zuschauer ist kein garantierter Status, in den man nur eintreten muß, vielmehr muß Zuschauerschaft in konkreten Situationen oft erst definiert werden. Beim Zuschauen ist die Fähigkeit vorausgesetzt, einen Schritt zurücktreten zu können, um ein Mindestmaß an Distanz zu gewinnen. Interessendruck und Handlungszwang müssen für eine kurze Frist so weit gelockert sein, daß ein Hinsichtenwechsel möglich wird. Die spektatorische Situation ist generell definiert durch die *Integration des Zuschauerbezugs in die Vielfalt sozialer Situationen*, die Etablierung von *Spectatorship* (Thomas Mitchell) als einer Grundform kultureller Kommunikation. Der Ausdruck »spektatorisch« hat nichts mit Spektakel zu tun, da er auch unspektakuläre Vorgänge einschließt, aber auch nicht mit einseitiger Hervorhebung des Visuellen. Zuschauen macht nur Sinn, wenn es etwas wahrzunehmen, etwas zu sehen und zu hören gibt, wenngleich der Zuschauer auch schmecken, riechen oder tasten kann, er muß nicht auf die sogenannten Fernsinne beschränkt werden, auch die Sinne einer stärkeren körperlichen Kontaktnahme können in einem gewissen Grade beteiligt sein.

Es sind vornehmlich drei Aspekte, unter denen sich der Zuschauer vom Betrachter, auch vom Beobachter, unterscheiden läßt: (1) Der Zuschauer ist nicht auf visuelle Erfahrungen beschränkt, alle seine Sinne werden angesprochen. (2) Der Zuschauer im sozialen Verkehr ist eine sympraktische, in die soziale Praxis eingebundene Figur. Er ist Teil der Aktivitätsstruktur, auf die er in konkreten Situationen direkt und indirekt bezogen ist. (3) Er steht im Schnittpunkt von Beziehungen des Sehens und Gesehenwerdens. So wie er Zweierkonstellationen des sozialen Geschehens im Blick hat, so ist er selber den Blicken anderer ausgesetzt. »Spektatorische Situation« ist kein Wertbegriff, der sich ausschließlich an der regulativen Idee des Impartial Spectator orientiert. In der spektatorischen Situation müssen alle Zuschauerhaltungen Berücksichtigung finden. Das betrifft zum einen das Verhältnis von Zuschauerfunktion und Praxis (telepraktisch, sympraktisch, parapraktisch), zum anderen die strategischen Positionen des Zuschauers als Moderator und Schiedsrichter, als Trittbrettfahrer (*tertius gaudens*), als Taktiker des *divide et impera*, um die drei von Simmel behandelten typischen Figurationen zu nehmen, die sich selbstverständlich erweitern lassen. Wenn auch die »spektatorische Situation« kein Wertbegriff ist, so können Zuschauerhaltungen sehr wohl nach sozialer Verhaltensqualität und ethischer Wertigkeit differenziert werden. Es müssen aber auch alle denkbaren Akteurskonstellationen berücksichtigt werden: Zweierkonstellationen (wechselseitige Actor-Spectator-Beziehungen), Dreierkonstellationen (Actor-Coactor-Spectator-Beziehungen) und das dissoziative Modell der Selbstteilung der Person in Akteur und Spektator.

Nach einem Wort des amerikanischen Anglisten und Kunsthistorikers Thomas Mitchell ergeben die verschiedenen Formen der Spectatorship ein ebenso

tiefgreifendes Problem wie die verschiedenen Formen der Lektüre. Doch verglichen mit den historischen und systematischen Untersuchungen zu Lektüremethoden fehlen entsprechende Untersuchungen zur Spectatorship, obwohl sie durch die kulturelle Praxis herausgefordert werden.⁵⁶ Mitchell konzentriert sich auf die Herausforderung, die sich aus der »Wiederentdeckung des Bildes als komplexes Wechselspiel von Visualität, Apparat, Institutionen, Diskurs, Körpern und Figuralität« ergibt. Wir haben das Feld der sozialen Situationen sondiert und die spektatorische Situation als eine spezifische Zeichensituation und Verkehrsform erörtert. Darüber hinaus sind problemgeschichtliche Aspekte der Figur des Zuschauers zur Sprache gekommen; gleichsam als Bestandteil konzeptioneller Vorarbeiten zur konkreten kultursemiotischen Untersuchung historischer Modelle von Spectatorship in ihrer funktionellen Typenvielfalt. Von solchen Untersuchungen, die nur transdisziplinär angelegt sein können und auch philosophischer Vergewisserung bedürfen, würde auch die Theaterwissenschaft profitieren. Die Figur des Zuschauers im Theater ist Produkt eines historischen Prozesses, in dem sich zurschaustellende und zuschauende Aktivitäten als selbständige Kulturtechniken etabliert haben. In diesem kulturellen Differenzierungsprozeß sind Zurschaustellung und Zuschauen als privilegierte Aktivitäten historisch auseinandergetreten; doch wir verzeichnen, wie auch die Theatergeschichte belegt, einflußreiche und nicht domestizierbare Gegenbewegungen, die eigene Traditionen gebildet haben. Das zeigt, daß die Differenz von Akteur und Zuschauer keine anthropologische Basisopposition ist. Vielmehr bedarf es einer historischen Anthropologie des Zuschauers (nicht nur des Akteurs), die die Differenzierungen und Transformationen von Zuschauerweisen im historischen Wandel untersucht: nicht nur ihre Herauslösung aus praktischen Aktivitäten, sondern auch ihre Einbindung in solche Praktiken. Es wäre irrig anzunehmen, die kulturelle Aktivität des Zuschauens könne ihre spezifische Sichtweise nur in der sozial fixierten Differenz von Akteur und Zuschauer entfalten. Eine historische Anthropologie des Zuschauers hätte nicht nur die Trennungsgeschichte von Akteur und Zuschauer aufzuarbeiten, sondern auch die Geschichte der Gegenbewegungen und alternativen Unterströmungen. Zuschauerweisen im Theater haben sich nicht unabhängig von Differenzierungen und Transformationen von Zuschauerpositionen und -perspektiven in anderen Lebens- und Kulturbereichen verändert. Die Versuche der Theateravantgarden des 20. Jahrhunderts, den sympraktischen Zuschauer erneut ins Spiel zu bringen, haben wesentliche Impulse von veränderten Actor-Spectator-Beziehungen in ganz unterschiedlichen sozialen Lebensbereichen und Verkehrsformen empfangen, die sich mit der Urbanisierung und ihren Widersprüchen herausgebildet haben. Der Zuschauer hat seinen Sitz nicht nur im Theater, er hat seinen Sitz im Leben: Das Zuschauen ist ein Aspekt sozialer Praktiken in unterschiedlichen Konstellationen und Konfigurationen.

Anmerkungen

- 1 C. K. Ogden, I. A. Richards: *Die Bedeutung der Bedeutung (The Meaning of Meaning). Eine Untersuchung über den Einfluß der Sprache auf das Denken und über die Wissenschaft des Symbolismus*, Frankfurt/Main 1974, S. 49 (dies.: *The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism*, edited and introduced by W. Terrence Gordon, in: *C. K. Ogden and Linguistics*, 5 volumes, vol. III, London 1994).
- 2 Ebd., S. 13. Auch für Peirce war die Frage nach dem Referenzobjekt (bei ihm: dynamisches Objekt) unverzichtbar. Die Semiose war für ihn kein geschlossener Zirkel, da sie an zwei Punkten unterbrochen wird: durch den primär gesetzten, im Realen fundierten Zwang, Zeichen zu bilden, das heißt ein *factum brutum* in eine Verweisungsbeziehung zu übersetzen; und durch die Fortsetzung von Zeichenschlüssen bis zu zwingenden Konsequenzen, die sich für das Verhalten ergeben. In diesem Sinne bildet die Semiose eine Feedback-Schleife, in der genuine Indizien und verhaltenswirksame Konklusionen als Schnittstellen zwischen dem Symbolischen und dem Realen fungieren. Die Semiose erweist sich als ein prinzipiell ungeschlossener Prozeß der Selbstkorrektur; mit dem Einbruch des Realen beginnend, verläuft dieser Prozeß über Empfindungen und Muskelbewegungen zu Vermutungen und Folgerungen, die handelnd erprobt werden. Das Handeln bleibt stets erneuten Störungen und Irritationen ausgesetzt.
- 3 Das semiotische Dreieck ist gegen den Zeichenfetischismus gerichtet, der »Bedeutung« gleichsam als eine Dingeigenschaft des Zeichens behandelt. Als exemplarisch hierfür betrachten Ogden/Richards die bis in die Frühgeschichte zurückreichende Tradition der Wortmagie, die einen unmittelbaren Wirkungszusammenhang zwischen Symbol und Referenten voraussetzt. Ogden/Richards haben den polnisch-britischen Ethnologen Bronislaw Malinowski eingeladen, in einem Supplement zu *Meaning of Meaning* die Verflechtung von Bezugnahme, Situationskontext und gegenseitiger Abstimmung des Handelns in den »pragmatischen Sprachgebräuchen primitiver Rede« zu untersuchen. Malinowski hat auch den semiotischen Mechanismus analysiert, der der Wortmagie zugrunde liegt. Man könne die grundlegende Operation, die den Beteiligten in keiner Weise zu Bewußtsein kommt, der Analyse zugänglich machen, wenn man die gestrichelte Grundlinie des semiotischen Dreiecks, die vom Zeichen zum Referenzobjekt führt, mit einem kräftigen Strich durchzieht.
- 4 Auch bei genuine Indizien muß die Grundlinie zwischen Zeichen und Referenzobjekt durchgezogen werden. Genuine Indizien sind bei Peirce Indizien des Realen: Zwang, Gewalt, Anstrengung und Widerstand, Kampf, Unterbrechung, Schock, Roheit als »Abwesenheit irgendeines Grundes, einer Regularität oder Regel [...] die an dem Geschehen als ein drittes oder vermittelndes Element beteiligt sein könnte« (Charles Sanders Peirce: *Semiotische Schriften*, Bd. 1, hg. und übersetzt von Christian Kloesel und Helmut Pape, Frankfurt/Main 1986, S. 381). Genuine Indizien vermitteln zwischen dem Brute-Force-Charakter des Realen und der Semiose, an deren Schwelle sie stehen: Wenn sie in die Semiose eintreten, verlieren sie ihre primäre zwingende Kraft, entfalten aber zugleich eine unabschließbare Dynamik weiterverweisender Zeichen. Die kulturellen Räume sind voller *abgeleiteter* Indizien.
- 5 Vgl. Sextus Empiricus: *Gegen die Dogmatiker (Adversus mathematicos, libri 7–11)*, übersetzt von Hansueli Flückiger, St. Augustin 1998 (Texte zur Philosophie, 10).

- 6 Ogden/Richards: *Die Bedeutung der Bedeutung*, S. 313. – Auf diesen Band beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.
- 7 Roman Jakobson: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*, hg. von Elmar Hohlenstein und Tarzsius Schellbert, Frankfurt/Main 1979, S. 88.
- 8 Vgl. Michael Franz: *Literarische Zeichensituation und poetologischer Bildbegriff*, in: *Weimarer Beiträge*, 4/1968; ders.: *Das menschliche Maß der Kunst*, in: Umberto Eco: *Im Labyrinth der Vernunft. Texte über Kunst und Zeichen*, hg. von Michael Franz und Stefan Richter. Mit einem Essay von Michael Franz, Leipzig 1989.
- 9 Autor der Zeichensituation; das ist jemand, der Zeichen sendet, verknüpft, adressiert. Es gibt auch Semiosen ohne Autor, wenn wir an natürliche Indizien wie Wetterzeichen, Krankheitszeichen usw. denken. Gibt es aber auch Semiosen ohne Interpreten? Ja, wenn wir ausschließlich *human interpreter* gelten lassen. In die Position des Interpreten können aber auch datenverarbeitende Maschinen treten, die Algorithmen befolgen. Auf der anderen Seite kann auch der Spielraum des *human interpreter* außerordentlich eingengt werden, wenn es nur darum geht, Befehle zu befolgen. Wenn der Interpretant nur aus einer Erklärungsvorschrift oder einem Befehl besteht, dann ist der Eigenbeitrag des Interpreten zu vernachlässigen; dann funktioniert die Semiose nur dann, wenn der Interpret die durch das Zeichen gegebene Anordnung praktisch vollzieht. Wenn er das nicht tut, kommt die Semiose nicht zum Abschluß, sie wird dysfunktional. Beim Befehl geht es weniger um eine unbegrenzte Semiose als vielmehr darum, zügig zum Abschluß zu kommen.
- 10 »Verweisung« dürfte im Englischen jedoch auf keinen Fall mit *reference* übersetzt werden, sondern nur mit *indication* im Sinne von *pointing* und *showing*. Von den Anfängen semiotischer Unterscheidungen an ist der Terminus *semeion* mit indiziellen Verweisungen verbunden. Verweisen kommt von Zeigen (Deixis); doch erst im endeiktischen Zeichen, das heißt in indiziengestützten Zeichenschlüssen vom Evidenten auf Nichtbeobachtbares, ist die Grundbedeutung von *semeion* voll entfaltet. Es sollte lange dauern, bis der Begriff des Zeichens (*semeion*) auf Wörter angewandt wurde.
- 11 Zum Konzept der Zeichenfunktion als Verweisungsfunktion vgl. Michael Franz: *Daidalische Diskurse. Antike-Rezeption im Zeitalter der High Techne*, Berlin 2006, insbesondere S. 103–107.
- 12 Vgl. Adam Schaff: *Einführung in die Semantik*, Berlin 1966. Die polnische Originalausgabe erschien 1960, eine englische Übersetzung folgte 1962.
- 13 Vgl. Franz: *Literarische Zeichensituation und poetologischer Bildbegriff*.
- 14 *Ze*: effektives Zeichen; *R*: Relation; *K*: Kanal; *U*: Umgebung; *Ie*: zeichenexterner Interpret; *Zv*: virtuelles Zeichen; *M*: Mittel; *O*: Objekt; *I*: Interpretant. Im Mittelbezug des Zeichens (*M*) faßt Bense die Materialität des Zeichens, seine Abhängigkeit von einem Signalprozeß.
- 15 Vgl. Max Bense: *Semiotische Prozesse und Systeme in Wissenschaftstheorie und Design. Ästhetik und Mathematik*, Baden-Baden 1975, S. 95.
- 16 Ebd., S. 111.
- 17 George Herbert Mead: *Sozialpsychologie*, eingeleitet und hg. von Anselm Strauß, Neuwied am Rhein-Berlin 1969, S. 210; vgl. auch *Works of George Herbert Mead*, vol. 1: *Mind, Self, and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist*, ed. and with an introduction by Charles W. Morris, Chicago-London 1934 (Reprint 1967), p. 43; in vollständiger deutscher Übersetzung: George Herbert Mead: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1973 (10. Aufl. 1995), S. 82.
- 18 Ebd., S. 210 f.

- 19 Ebd., S. 225.
- 20 Talcott Parsons and Edward A. Shils (eds.): *Toward a General Theory of Action. Theoretical foundations for the Social Sciences*, New York 1962, p.16.
- 21 Ebd.
- 22 Niklas Luhmann: *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt/Main 1987, S. 150.
- 23 Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, in: Simmel: *Gesamtausgabe*, hg. von Otthein Rammstedt, Bd. 11, Frankfurt/Main 1992, S. 100. – Auf diesen Band beziehen sich die folgenden Seitenangaben im Text.
- 24 Vgl. Uwe Schimank: *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*, Weinheim–München 2002, S. 271. Schimank hat sich eingehend mit »triadischen Beeinflussungskonstellationen« befaßt. Vgl. auch Rainer Paris: *Stachel und Speer. Machtstudien*, Frankfurt/Main 1998.
- 25 Simmel: *Soziologie*, S. 115.
- 26 conatum, lat.: das Unterfangen, Wagnis; conatus: Anstrengung des Körpers, der Sinne (Drang, Trieb), des Geistes, auch militärische und politische Anstrengung als Kraftaufwand, Mühe und als Beginnen, Versuch.
- 27 Die Aufarbeitung der verschiedenen Bilder des Zuschauers im historischen Wandel der institutionellen und nichtinstitutionellen Formen des Theaters in unterschiedlichen Kulturkreisen bildet ein eigenes Thema und würde die Anlage dieses Beitrags sprengen.
- 28 Früheste Quelle für die Herausbildung des Topos *spectator coeli (caeli)* ist Anaxagoras (vgl. Aristoteles: *Eudemische Ethik*, 1316a); in Rom findet sich der Topos vornehmlich bei Livius (*Römische Geschichte*, XXIV, 34), Ovid (*Metamorphosen*, I, 84 ff.), Cicero (*De natura deorum*, II, 56, 140).
- 29 Marcus Tullius Cicero: *Vom Wesen der Götter. Drei Bücher*, lateinisch – deutsch, hg., übersetzt und erläutert von Wolfgang Gerlach und Karl Bayer, München–Zürich 1990, S. 311.
- 30 Lucius Annaeus Seneca: *De otio*, in: Seneca: *Philosophische Schriften*, lateinisch und deutsch, Sonderausgabe, zweiter Band: *Dialoge VII–XII*, lateinischer Text von A. Bourguery und R. Waltz, hg. von Manfred Rosenbach, Darmstadt 1999, S. 89. Vgl. zur Problematik Jochem Küppers: »Kosmoschau« und »virtus« in den *Philosophica Senecas*, in: *Antike und Abendland*, 42 (1996), S. 57 ff. Zur Geschichte des Topos A. Wlosok: *Laktanz und die philosophische Gnosis* (=Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Jg. 1960, 2.) P. Probst: Artikel »Spectator caeli (coeli)«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, hg. von Joachim Ritter und Karlfried Gründer, Bd. 9, Darmstadt 1995, Sp.1350–1355. Die historischen Metamorphosen des Begriffs verfolgt in der ganzen Komplexität der Verweisungszusammenhänge Hans Blumenberg in seinem dreibändigen Werk *Die Genesis der kopernikanischen Welt*, Frankfurt/Main 1996 (3. Aufl.).
- 31 Seneca: *De otio*, S. 91.
- 32 Ebd., S. 93.
- 33 Vgl. die eingehende Analyse bei Reimar Müller, der zum politischen Hintergrund feststellt: »Seneca hat, als er bei Nero um die Erlaubnis nachsuchte, sich vom Hof zurückziehen zu dürfen, keine Hoffnung mehr gesehen. Das Jahr 62 u. Z. leitete den entscheidenden Umschwung in der Regierungszeit Neros ein. Die ersten Anzeichen der späteren Willkürherrschaft wirkten bestürzend. Der Tod des Burrus, mit dem gemeinsam Seneca acht Jahre lang faktisch die Regierungsgeschäfte geführt hatte,

- und die Verschlechterung des Verhältnisses zwischen dem Erzieher und seinem früheren Schüler bestärkten Seneca in dem Entschluß, sich zurückzuziehen. Vor allem war es aber wohl die Erkenntnis, daß die Dinge eine Wendung genommen hatten, die seine künftige Mitwirkung ausschlossen.« Reimar Müller: *Philosophie und Staat. Das Problem der Lebensform in Ciceros Staatsschrift und Senecas »De otio«*, in: Müller: *Polis und Res publica. Studien zum antiken Gesellschafts- und Geschichtsdenken*, Weimar 1987, S. 337; vgl. ders.: »Bios theoretikos« bei Antiochos von Askalon und Cicero, in: Ebd.
- 34 Zitiert bei Probst: Artikel »Spectator caeli«, Sp. 1352 (Hervorhebungen: die Verf.).
- 35 Zitiert nach Hannah Ahrendt: *Vita activa oder vom täglichen Leben*, München-Zürich 1992, S. 310.
- 36 Ebd., S. 282.
- 37 Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, hg. von Dr. Albert Görland, in: *Immanuel Kants Werke in 11 Bänden*, hg. von Ernst Cassirer, Bd. III, Berlin 1913, S. 18.
- 38 Lukrez: *Über die Natur der Dinge*, lateinisch und deutsch von Josef Martin, in: *Schriften und Quellen der Alten Welt*, hg. vom Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften der DDR, Bd. 32, Berlin 1972, S. 97.
- 39 Ebd.
- 40 Platon: *Philebos, Timaios, Kritias*, in: Platon: *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, griechisch und deutsch, nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susemihl und anderen, hg. von Karlheinz Hülsler, Bd. VIII, Frankfurt/Main-Leipzig 1991, S. 141.
- 41 Hans Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt/Main 1979, S. 35.
- 42 Thukydides: *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*. I. Teil: Buch I-IV, griechisch – deutsch, übersetzt und mit einer Einleitung und Erläuterung versehen von Georg Peter Landmann, München 1993, S. 387.
- 43 Platon: *Nomoi*, in: Platon: *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, Bd. IX, S. 258.
- 44 Der aufrechte Gang erweitert nicht nur das menschliche Blickfeld, sondern setzt auch die Hände frei. Was im Tier-Mensch-Vergleich nach der einen Seite als mangelhafte biologische Überlebensausstattung des Menschen erscheinen mag, begreift Hermann Samuel Reimarus, von Poseidonios ausgehend und von Herder gefolgt, zugleich als einen entscheidenden Vorzug: die Unbestimmtheit der Kräfte. »[...] ein Mensch kann eben daher, weil die Schranken seiner Kräfte, von Natur, unbestimmt sind, in ein offenes freyes Feld hinein gehen, vieles lernen, und von einer Geschicklichkeit und Stufe derselben zu höheren schreiten. Und da die Künste und Wissenschaften nothwendig dadurch vertheilt werden müssen, so kömmt doch in unserer geselligen Lebensart eines Geschicklichkeit, allen übrigen zu statten.« Hermann Samuel Reimarus: *Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe* (1762), Bd. 1, hg. von Jürgen von Kempster, Göttingen 1982, Orig.-S. 341.
- 45 Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer*, S. 66.
- 46 Immanuel Kant: *Die Metaphysik der Sitten. Der Streit der Fakultäten*, hg. von Benzion Kellermann, in: *Immanuel Kants Werke in 11 Bänden*, Bd. VII, S. 397.
- 47 Ebd., S. 398.
- 48 Ebd.
- 49 Eine umfassende Analyse des Adam Smith-Modells bietet Eleonore Kalisch: *Von der Ökonomie der Leidenschaften zur Leidenschaft der Ökonomie. Adam Smith und die Actor-Spectator-Kultur im 18. Jahrhundert*, Berlin 2006.

- 50 Adam Smith: *Theorie der ethischen Gefühle*, nach der Auflage letzter Hand übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und Registern hg. von Walther Eckstein, mit einer Bibliographie von Günter Gawlick, Hamburg 1994, S. 124.
- 51 Auch der amerikanische Rechtsphilosoph und Ethikhistoriker John Rawls, Urheber der einflussreichen Konzeption »Gerechtigkeit als Fairness«, hat Fairness nicht definiert; aber er hat Kriterien formuliert, aus denen sich sein Verständnis von Fairness ergibt. Seine Hauptmaximen lauten: »a) Jede Person hat den gleichen unabdingbaren Anspruch auf ein völlig adäquates System gleicher Grundfreiheiten, das mit demselben System von Freiheiten für alle vereinbar ist; b) Soziale und ökonomische Ungleichheiten müssen zwei Bedingungen erfüllen: erstens müssen sie mit Ämtern und Positionen verbunden sein, die unter Bedingungen fairer Chancengleichheit allen offen stehen; und zweitens müssen sie den am wenigsten begünstigten Angehörigen der Gesellschaft den größten Vorteil bringen (Differenzprinzip).« John Rawls: *Gerechtigkeit als Fairness. Ein Neuentwurf*, Frankfurt/Main 2003, S. 78.
- 52 Die Aufspaltung des Individuums in Akteur und Zuschauer der eigenen Taten steht in antiker Tradition und ist in einem ähnlichen Kontext angesiedelt wie in Senecas Schrift *De ira*. Bei Seneca geht es um eine prophylaktische Übung zur Verhinderung unkontrollierbarer Zornanfälle, bei Smith um eine Gegenstrategie gegen die »Paroxysmen des Gefühls« beim Handeln. Seneca empfiehlt die allabendliche Selbstbefragung: »Welche deine Schwäche hast du heute geheilt, welchem Fehler hast du Widerstand geleistet?« (Seneca: *De ira*, III, XXXVI, 1); Lucius Annaeus Seneca: *De ira*, in: Seneca: *Philosophische Schriften*, erster Band, Dialoge I–VI, S. 297. Die Selbstprüfung entlastet und sichert einen ruhigen Schlaf: »I. . . wie ruhig, wie tief und frei, wenn gelobt worden ist die Seele oder ermahnt und als Beobachter ihrer selbst und Richter (*speculator sui censorque*) im geheimen Erkenntnis gewonnen hat über den eigenen Charakter.« (Seneca: *De ira*, III, XXXVI 2); *De ira*, a.a.O., S. 299. Auffällig ist, daß Seneca nicht vom Zuschauer (*spectator*), sondern vom Späher/Ausspäher (*speculator*) spricht. Aus diesem Ansatz ging das »forensische« Modell des Gewissens hervor, das Gewissen als innerer Gerichtshof. Vgl. Kalisch: *Von der Ökonomie der Leidenschaften zur Leidenschaft der Ökonomie*, insbesondere das Kapitel »Liberty of Conscience and Force of Morality: Zum Widerstreit zwischen Gewissens- und Habitus-Ethik«.
- 53 Smith: *Theorie der ethischen Gefühle*, S. 100.
- 54 Seneca: *Philosophische Schriften*, Bd. 4, S. 457 ff.
- 55 Smith: *Theorie der ethischen Gefühle*, S. 127.
- 56 Bezeichnend für das theoretische Defizit und mangelnde Problembewußtsein ist die Tatsache, daß der englische Terminus »Spectatorship« in einem deutschen Auswahlband der Schriften von Mitchell durch den unspezifischen Ausdruck »Formen des Betrachtens« wiedergegeben wird. Vgl. W. T. J. Mitchell: *Picture Theory*, Chicago–London 1994, p. 16, sowie W. T. J. Mitchell: *Bildtheorie*, hg. und mit einem Nachwort von Gustav Frank, Frankfurt/Main 2008, S. 108.